

HERMANN MULERT
AUSGEWÄHLTE TEXTE AUS DEN JAHREN 1930 BIS 1936

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS

Die folgenden Texte sollen exemplarisch Mulerts Denkweise in theologischer und kirchenpolitischer Hinsicht veranschaulichen. Im Mittelpunkt steht dabei der *Theologe* Hermann Mulert. Sein Verständnis von Wesen und Aufgabe der Theologie wird durch den von ihm formulierten Grundsatz deutlich, daß das Schwergewicht der Tätigkeit des Theologen auf der „religiösen Seite des theologischen Berufs“ liege (Religion, Kirche, Theologie. Einführung in die Theologie, Gießen 1931, VII). Unabhängig davon, in welchem Maße dieser Grundsatz sich auf die moderne protestantische Theologie insgesamt anwenden läßt, ist er doch in besonderer Weise geeignet, zumindest Mulerts eigene theologische Arbeit zu deuten. Nur von ihrem religiösen Kern aus lassen sich die vielfältigen systematischen, historischen, kirchenpolitischen und politischen Aktivitäten und Interessen, die Mulert verfolgt hat, als Ausdruck eines zusammenhängenden theologischen Wirkens verstehen.

In der Weihnachtsmeditation „Von den Engeln“ aus dem Dezember 1930 (Nr. I dieser Sammlung) nimmt Mulert die selbstverständliche Verwendung traditioneller religiöser Ausdrücke, wie sie in der Rede von den Engeln als Boten Gottes erfolgt, zum Anlaß, das Problem des symbolischen Charakters der religiösen Sprache zu erörtern. Das damit gegebene Thema einer Verhältnisbestimmung von religiöser Empfindung und sprachlichem Ausdruck bildete eine der zentralen Problemstellungen liberaler Theologie nach 1918.

Der im September 1932 veröffentlichte Aufsatz „Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland“ (Nr. II) macht die Randlage deutlich, in der sich der Liberalprotestantismus während der gesamten Zwischenkriegszeit befand. Mulert führt kirchliche, theologische, politische und kulturelle Faktoren an, um diesen Umstand zu erklären. Auch gesellschaftliche Entwicklungen werden in die Erklärung einbezogen. Vor allem aber der Zustand von Theologie und Kirche selbst, der allenthalben, in Reaktion auf die als Katastrophe erlebte Kriegsniederlage und den Zusammenbruch des wilhelminischen Ordnungsstaates, von einer Sehnsucht nach Autorität und festen Strukturen bestimmt war, wird von Mulert für die anhaltende Marginalisierung liberalprotestantischer Positionen verantwortlich gemacht.

Eine erste ausführliche Stellungnahme zum Nationalsozialismus bietet der 1932 veröffentlichte Beitrag zum Thema „Die Kirche und das dritte Reich“ (Nr. III). Leopold Klotz, der Gothaer Verleger, in dessen Haus auch die *Christliche Welt* erschien, hatte zahlreiche Theologen und Kirchenvertreter zur Mitarbeit aufgefordert. Unter anderem beteiligten sich Emil Fuchs, Friedrich Heiler,

Ferdinand Kattenbusch, Martin Rade, Wilhelm Schubring, Horst Stephan, Paul Tillich, Arthur Titius und Heinrich Weinel. In seinem Beitrag stellt Mulert die Endzeithoffnung, die Sehnsucht nach einem glücklichen Endzustand der Welt in das Zentrum seiner Überlegungen. Vom Kampflied der internationalen Arbeiterbewegung über Ibsens „Kaiser und Galiläer“ bis zu einem Huldigungsgedicht an Hitler reichen die angeführten literarischen Belege für diese Hoffnung. Die Gefahr der nationalsozialistischen Endzeitvorstellung liegt nach Mulert in ihrem totalitären Charakter, ihrer Tendenz zur unbedingten Herrschaft auch über die Gewissen. Die politische Siegesgewißheit tritt hier an die Stelle religiöser Erwartung. Konträr dazu formuliert Mulert den Begriff des Reiches Gottes als Gegenbegriff gegen alle religiöse Hypostasierung irdischer Verhältnisse. Dem absoluten, totalitären Anspruch der NS-Ideologie setzt er den universalen, humanen Anspruch der Religion entgegen.

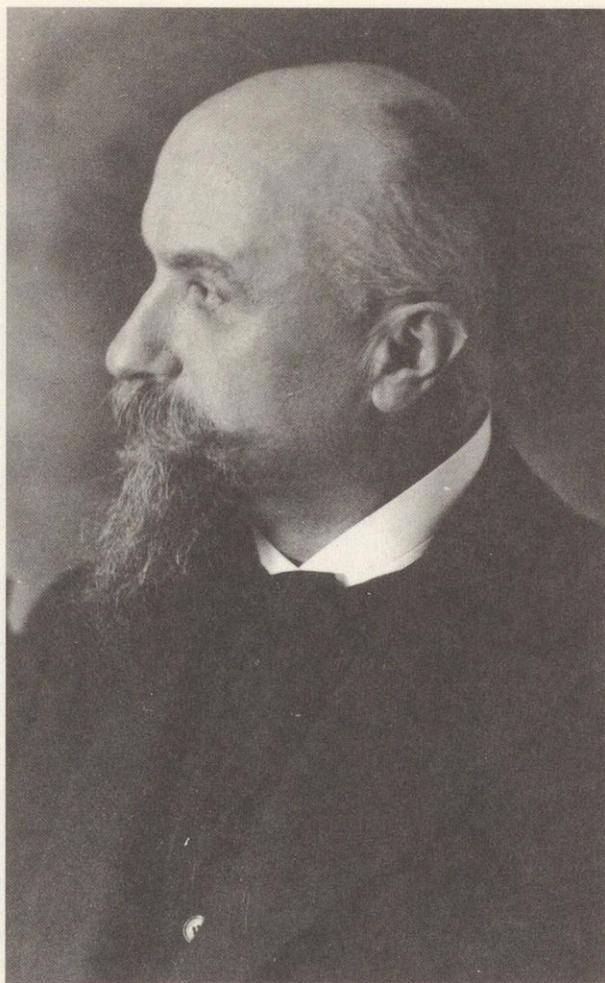
Welche Konsequenzen Mulert schon im Sommer 1933 aus der politischen Entwicklung zu ziehen bereit war, zeigen die Briefe an Hans von Soden vom 3. und 10. Juli 1933 über die geplante freiwillige Amtsniederlegung (Nr. IV). Zum biographischen Kontext dieser Schreiben ist in der oben gegebenen Lebensschilderung bereits das Nötige gesagt (vgl. dort Abschnitt 8: Niederlegung der Professur).

Eine Art Programm liberaler Theologie bietet der unter dem Titel „Heutige Aufgaben der Christlichen Welt“ stehende Text (Nr. V). Es handelt sich um eine von Martin Rade angefertigte zusammenfassende Nachschrift eines Vortrages zum Thema, den Mulert bei der Ordentlichen Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der *Christlichen Welt* am 3. Oktober 1933 in Friedrichroda im „Haus der Christlichen Welt“ gehalten hat. Diese Mitgliederversammlung, an der laut Protokoll 37 Personen teilnahmen, blieb das letzte reguläre Zusammentreffen. Nach mehr als dreißigjährigem Bestehen mußte die Vereinigung sich im März des folgenden Jahres auflösen. Mit der Auflösung war nach 111 Ausgaben seit November 1903 auch das Ende des von Rade betreuten Vereinsblattes „*An die Freunde*“ verbunden. Angesichts dieses Umstandes lesen sich Mulerts Ausführungen zugleich wie ein Testament liberaltheologischer Programmatik.

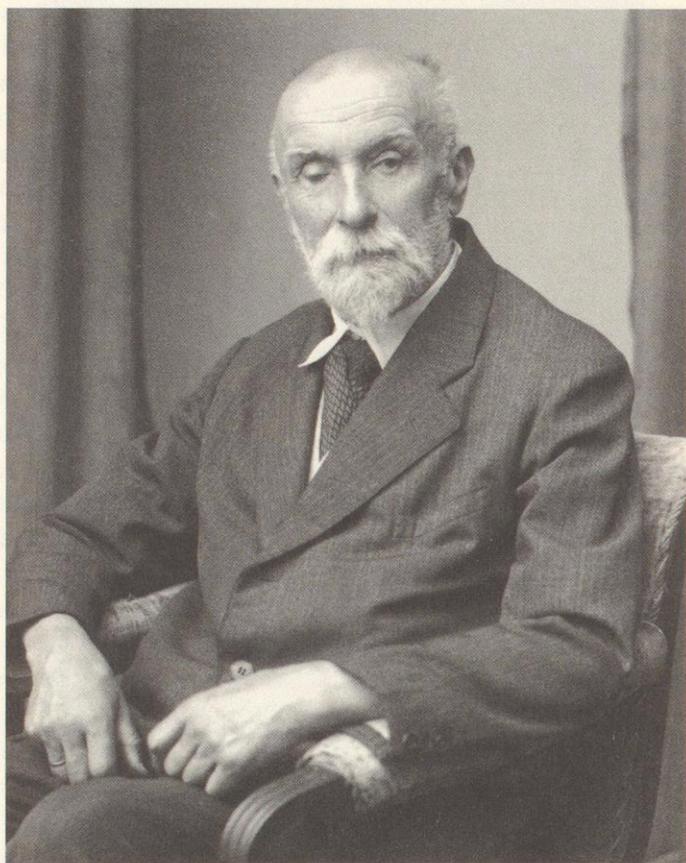
Eine Konzentration auf die beiden zentralen Momente des evangelischen Glaubensverständnisses bietet die kurze Meditation unter dem Titel „Luther“ vom November 1933 (Nr. VI). Der Reformator, an dessen 450. Geburtstag Mulert mit seinem Text erinnert, hat zum einen dadurch, daß er in seiner eigenen religiösen und theologischen Haltung das Problem der Glaubensgewißheit stark hervorhob, und zum anderen durch seine Betonung des ethischen Anspruches christlicher Frömmigkeit das religiöse Bewußtsein auf eine neue Höhe gehoben. Die Rechtfertigungslehre bringt nach Mulert die unlösliche Verbindung beider Momente zum Ausdruck.

Die Sammlung bietet weitere Stellungnahmen zum Nationalsozialismus. Mulerts ablehnende Position ist dabei eindeutig. In ihrer jeweiligen Gestalt aber orientieren sich die Texte stark an der konkreten historischen, tagesaktuellen Situation. Insofern haftet ihnen zwangsläufig ein Moment der Zeitgebundenheit an, das bisweilen irritieren mag. Dies gilt etwa, wenn Mulert noch im Januar 1934 meinte, von „dem ehrlichen sozialen Wollen unzähliger Nationalsozialisten“ sprechen und die Existenz „ernster Nationalsozialisten“ unterstellen zu können. Angesichts der zu diesem Zeitpunkt noch nicht abschließend ausgetragenen Konflikte innerhalb der NS-Partei, dazu auch im Blick auf das labile Verhältnis von Partei und Deutschen Christen ist hier in Mulerts Argumentation zweifellos auch ein strategisches Moment wirksam. Zudem aber verfolgte Mulert bis in die späteren dreißiger Jahre hinein das Interesse, auch mit den Deutschen Christen eine Verständigung über kirchenpolitische Fragen herbeizuführen. Denn die Einheit der Kirche zu bewahren und Tendenzen zu einer Kirchenspaltung abzuwehren, galt ihm als wichtigste Aufgabe in der gegenwärtigen spannungsreichen Situation.

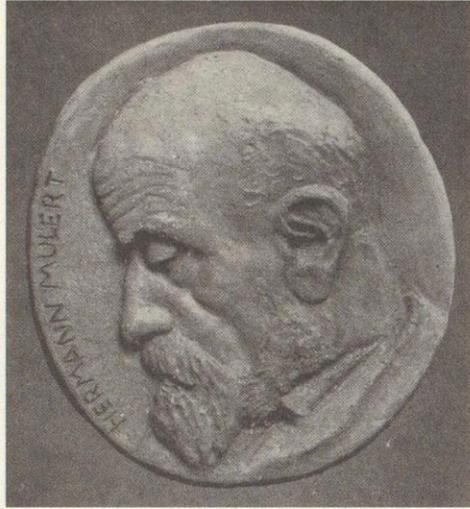
Die beiden Texte von Januar bzw. Februar 1934 „Kirchliche Lehren des Jahres 1933“ (Nr. VII) und „Ethische ‚Irrlehren‘“ (Nr. VIII) zählen zu den wichtigsten Äußerungen Mulerts aus der Frühphase des Kirchenkampfes. In diesen Wochen, als die nationalsozialistische Diktatur in ihr zweites Jahr ging, stellte sich vor allem die Frage nach den Gründen für den überwältigenden Zuspruch, den die Deutschen Christen auch in den gehobenen Bevölkerungsschichten erhielten. Mulert weist auf schwerwiegende Defizite bei den Kirchen hin. Selbst innerhalb von Kirchenleitungen und Pfarrerschaft sei an die Deutschen Christen die Erwartung geknüpft worden, es komme mit ihnen eine erwünschte „Bewegung in die evangelischen Kirchen“. „Kirche und Volk“ würden nach Jahrzehnten wachsender Entfremdung wieder zusammenfinden. Mit dem Erfolg stellte sich, wie Mulert betont, aber auch der Widerspruch ein. Bis hin zu den ihrerseits am Modell eines autoritären Staates orientierten „Jungreformatoren“ wuchs die Kritik an den deutschchristlichen Versuchen, „die Kirche dem Staat gleichzuschalten“. Spätestens am 13. November 1933, dem Tag des sog. Sportpalastskandals, war von seiten der Deutschen Christen die Trennlinie überschritten worden. Das völkisch-germanische, rassistische und unbiblische Religionsideal eines Reinhold Krause war aus kirchlicher Sicht nicht akzeptabel. An diese Selbstdemaskierung der Deutschen Christen schlossen sich erbitterte theologische Kämpfe um Fragen des Glaubens und des Bekenntnisses, um Schöpfungsordnung und Gottesoffenbarung an. Dennoch vertrat Mulert die Ansicht, daß die entscheidende Problematik der Auseinandersetzung nicht auf dogmatischem, sondern auf ethischem Gebiet liege. In zahlreichen Texten, vor allem in dem hier abgedruckten Artikel „Ethische ‚Irrlehren‘“, insistierte er darauf, daß die gegenwärtige Situation mehr denn je



Hermann Mulert 1928









Geburtshaus in Niederbobritzsch

Vereinigte Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg

Unter dem Rektorate des ordentlichen Professors der Philosophie Dr. Paul Menzer und unter dem Dekanate des ordentlichen Professors der Theologie D. Ernst v. Dobschütz verleiht
DIE THEOLOGISCHE FAKULTÄT
auf Grund einstimmigen Beschlusses ihrem ehemaligen Privatdozenten, dem ordentlichen Professor der Theologie in Kiel, Hermann Muleri, Licentiaten der Theologie, der sich durch eine Reihe von Schriften und Aufsätzen als feinsinnigen Kenner Schleiermachers und sorgfältigen Erforscher der Entwicklung des Lebens in den Kirchen erwiesen, auch die systematische Theologie, besonders die Ethik, gefördert hat,
ehrenhalber die Würde und die Rechte eines Doktors der Theologie.
Zum Zeugnisse dessen ist diese Urkunde ausgestellt und mit dem Siegel der Fakultät versehen worden.

Halle, den 10. Dezember 1920.

L. S.

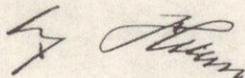
Der Dekan
der Theologischen Fakultät

Christ Lannert des Reichs

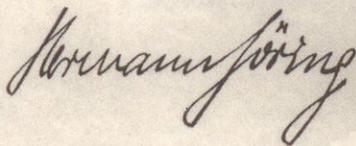
Auf Ihren Antrag vom 2. September d. Jahres
entbinde ich Sie mit Ende Oktober 1935 von
den amtlichen Verpflichtungen in der Evan-
gelisch-Theologischen Fakultät der Universität Kiel.

Berlin, den 31. Oktober 1935.

Der Führer und Reichskanzler



Entpflichtungsurkunde
für den ordentlichen Professor
D. Hermann Mulert in Kiel.



REKTOR UND SENAT DER
CHRISTIAN-ALBRECHTS
UNIVERSITÄT
IN KIEL

VERLEIHEN
DEM ORDENTLICHEN PROFESSOR DER THEOLOGIE
D. HERMANN MULERT
IN LEIPZIG

DEM BEWÄHRTEN VERTRETER DER SYSTEMATISCHEN
THEOLOGIE, DEM ERFORSCHER SCHLEIERMACHERS,
DEM DARSTELLER DER KONFESSIONSKUNDE, DEM
EINSTIGEN HERAUSGEBER DER CHRISTLICHEN WELT,
IN DANKBARER ERINNERUNG AN SEIN WIRKEN
ZUM WOHL E UNSERER ALMA MATER

DIE
UNIVERSITÄTSMEDAILLE

KIEL, AM 24. MAI, 1949

DER DEKAN DER
THEOLOGISCHEN FAKULTÄT

Mulert

DER DEKAN DER
MÉDIZINISCHEN FAKULTÄT

Bangwan

DER DEKAN DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

Mulert

DER REKTOR

D. Rausch

DER DEKAN DER
RECHTS- u. STAATSW. FAKULTÄT

Mulert

DER DEKAN DER
LANDWIRTSCH. FAKULTÄT

Speiser

Hier ruht in Gott

Elisabeth Mulert | Hermann Mulert

geb. Weiss

1879 — 1950

✦ 25. 9. 1864

Professor in Kiel

† 1956

1917 — 1935

† Marc. 9. 23.

12 Militärvverhältnisse:

1915-16 f. u. n. d.
Sagantoffener
in Berlin

14 Mitgliedschaft in
nationalen Verbänden:

16 Politische Betätigung:

Politiker
ab 1903 St. (F.)
Kantunumben
nat. (S. - Partei),
Lam u. f. u. n. d. (1908)
fortgef. Volksg.
Schiffen u. n. d.
Partei, Schiffen
Kantunumben (bis zu
Schiffen (1913))

18 Besoldungsverhältnisse:

Papier. An. Lauf. Nr. 63
Lauf. Nr. 1. 10. 17

19 Ausgeschieden:

20 Bemerkungen:

13 Kriegsorden und
Ehrenzeichen:

15 Ehrenzeichen:

17

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20			
1	1. <i>id 24</i> 2. <i>Mikael</i> 3. <i>Jonathan Spemann</i> 4. <i>11.1.79</i> 5. <i>Mikael Gabriel</i> 6. <i>Tacjan</i> 7. <i>adony</i>		2. Vater: 1. <i>Mikael</i> 2. <i>Janneman</i> 3. <i>Pastor</i> 4. <i>Mikael Gabriel</i> 5. <i>Wohnort</i> 6. <i>Wittfelder</i> 7. <i>Kommune</i> 8. <i>Wittfeld</i>		3. Ehefrau: 1. <i>Wittfeld</i> 2. <i>Kristine Elisabeth</i> 3. <i>25.9.85</i> 4. <i>9.2.05</i> 5. <i>adony</i>		4. Bestige Anschrift: (in drei aufsteigenden Zeilen) 1. <i>Wittfeld 120</i>		5. Bilder: (Namen und Geburtsjahre) 1. <i>11.11.78</i> 2. <i>10.8.91</i>		6. Religion: 1. <i>arisch</i>		7. Bildungsgang: 1. <i>85-88 Wittfeld</i> 2. <i>88-97 Gymnasium Wittfeld</i> 3. <i>97-03 Universität Wittfeld</i> 4. <i>Wittfeld</i> 5. <i>Marburg</i> 6. <i>Leiden</i> 7. <i>Wittfeld</i>		8. Dienstaufnahme: 1. <i>03-06 Wittfeld</i> 2. <i>06-07 Wittfeld</i> 3. <i>07-08 Wittfeld</i> 4. <i>08-09 in Galle</i> 5. <i>09-12 Berlin</i> 6. <i>16 mit Befreiung</i> 7. <i>8. Jan. 17 in Galle</i> 8. <i>10. Aug. 17 Galle</i> 9. <i>a.o.</i> 10. <i>24. Aug. 20. in Wittfeld</i>		9. Titel, Orden und Ehrenzeichen:		10. Wissenschaftl. Auszeichnungen: <i>D. H. in Galle 1920</i>		11. 6815	

aus D 21 Aufnahme 100014

Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus

herausgegeben von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und **Lic. Leopold Zscharnack**
Privatdozent an der Universität Leipzig Privatdozent an der Universität Berlin

3. Heft

Schleiermacher-Studien

I

**Schleiermachers
geschichtsphilosophische Ansichten
in ihrer Bedeutung für seine Theologie**

von

Lic. Hermann Mulert
Privatdozent an der Universität Kiel

Gießen 1907

Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker)

Paul Siebeck

Religionsgeschichtliche Volksbücher

für die deutsche christliche Gegenwart

Begründet von Friedrich Michael Schiele

IV. Reihe

 28./29. Heft

Lic. theol. Hermann Mulert,
Professor in Kiel

Schleiermacher

1. bis 3. Tausend



Tübingen 1918 ++ J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Einfache Nummer 50 Pf., gebunden 80 Pf.,
Doppel-Nummer 1 M., gebunden 1 M. 30 Pf.,
zuzüglich Feuerungszuschlag.

A. g. XIII.

Aus der Welt der Religion

Forschungen und Berichte, unter Mitwirkung von

Heinrich Friß und Rudolf Otto

herausgegeben von

Erich Fascher und Gustav Mensching

Religionswissenschaftliche Reihe. Heft 17

Weniger Predigt!

Mehr Tat
und mehr andere Formen
der Verkündigung!

Von

H. Bär



1930

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Sammlung Töpelmann

Die Theologie im Abriss

Band 8



Religion

Kirche Theologie

Einführung in die Theologie

von

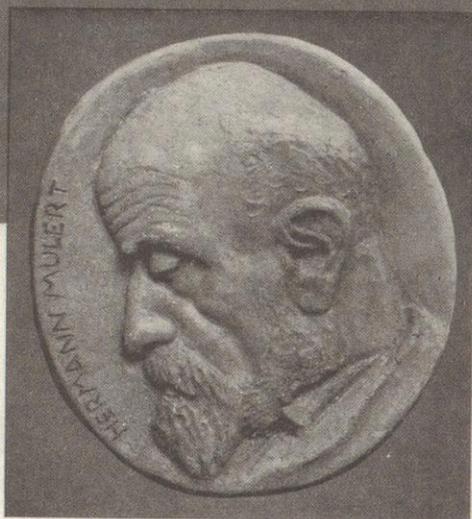
Hermann Maier



Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen 1931

HERMANN MULERT

Sein Leben, Wesen und Wirken



ALFRED TOPELMANN BERLIN W 35

die Notwendigkeit untadeliger dogmatischer Aussagen zu Rechtgläubigkeit und Ketzerei zurücktreten lasse hinter die Forderung einer bewußten und entschlossenen Bewährung der ethischen Prinzipien des christlichen Glaubens: „[...] mehr als aller theoretische Zweifel, und mehr als aller Spott der Gegner, hat dem Christentum das unchristliche Leben vieler Christen geschadet. Erschütterung der sittlichen Grundsätze des Christentums ist schlimmer als alle ‚Irrlehren‘ in dogmatischen Dingen. Wo sie vorliegt, da steht der Feind, den wir zu bekämpfen haben, zu bekämpfen gewiß mit Waffen des Geistes und der Liebe, aber mit allem Ernst“ (vgl. unten S. 127).

Mulerts kritische Haltung gegenüber der Dialektischen Theologie und ihrer Mitverantwortung für den Erfolg der Deutschen Christen wird in einer zustimmenden Rezension deutlich, mit der er die im Frühjahr 1934 erschienene, sogleich erhebliches Aufsehen erregende und bis heute lesenswerte Streitschrift des Berliner Oberschulrates Hans Schlemmer begrüßte (Nr. IX). Dabei überbietet er Schlemmers Standpunkt noch, wenn er „den Sinn für Autorität“, der die Dialektischen Theologen auszeichnete, unmittelbar neben den „Willen zur Macht“ der Nationalsozialisten stellt. Die in den frühen siebziger Jahren so heftig umstrittene These von der strukturellen Analogie zwischen Dialektischer Theologie und nationalsozialistischer Ideologie hat in dieser Auffassung eine Vorläuferin.

Zwei weitere Texte thematisieren grundlegende ethische Themen, nämlich die vermeintliche „Pflicht zur Gemeinschaft“ (Nr. X) und „Das Recht des Gewissens“ (Nr. XI). Dem Gemeinschaftsdruck, mit seiner Tendenz zur Vergesellschaftung des Einzelnen, wie er von den Nationalsozialisten seit 1933 massiv ausgeübt wurde, setzt Mulert eine Verteidigung des Rechtes der Individualität entgegen. Besonders der zweite Text, auf den hin der erste geschrieben ist und ohne den er unverständlich bleibt, kann als Apologie des liberalen Individualitätsverständnisses unter den Bedingungen einer totalitär verfaßten Massengesellschaft gelesen werden. Indem Mulert überdies den humanen Gehalt von „Individualismus und Liberalismus“ auf den lutherischen Glaubensbegriff selbst zurückführt, verankert er die von der NS-Ideologie diskreditierte und bekämpfte Hochschätzung von Menschenrecht und Menschenwürde „im sittlichen und im geschichtlichen Charakter unserer Religion“.

Die beiden zuletzt abgedruckten Texte veranschaulichen die Not des liberalen Theologen gegenüber den religiös motivierten Vorbehalten einer bibelorientierten, theologiekritischen Religiosität. Oftmals, bis heute, wird den Vertretern historisch-kritischer Forschungsmethoden in der Theologie unterstellt, sie würden die Grundlagen des Glaubens untergraben. Demgegenüber zeigt Mulert in dem Artikel „Christusglaube und Jesusforschung“ (Nr. XII), welchen Dienst die kritische Bibelforschung dem Glauben, und zwar in erster Linie einem fragenden, besonnenen und auch nach außen hin sprach-

fähig bleibenden Glauben, leisten kann. Geradezu ein Grundtext für Mulerts Verständnis des notwendigen Zusammenhanges zwischen christlichem Glauben und kritischer Theologie ist der Aufsatz über „Die religiösen Wurzeln kritischer Theologie“ (Nr. XIII). Aus dem Wahrheitsanspruch der Religion selbst, aus der Überzeugung, im Glauben könne es zu einer „Gemeinschaft mit dem Höchsten“ kommen, ergibt sich bereits die Forderung nach einer Selbstbesinnung des Glaubens auf seine eigenen Vorstellungen und Überzeugungen. Diese Funktion übernimmt die kritische Theologie: „[...] wenn es uns Ernst damit ist, Gott selbst zu finden, wenn er allein es ist, auf den es dem Glauben ankommt, wenn er der vergrabne Schatz ist, um dessen willen erst der ganze Acker unsrer Begriffe von Gott, unsrer Lehren und Dogmen, Wert hat, dann liegt eben in dieser Konzentration des Glaubens auf das eine Notwendige ein starkes Motiv zu kritischer Besinnung, kritischer Theologie.“ So lange aber in aller kritischen Forschung der Theologe selbst sich seiner Verbundenheit mit der Gemeinschaft der Frommen bewußt bleibt, so lange mit der kritischen Theologie lebendige Frömmigkeit, tätiges Christentum, Wille zu kirchlicher Gemeinschaft verbunden ist, so lange wird die Gemeinschaft seine Arbeit achten und schätzen. Denn dann ist unmittelbar klar, daß auch seine Arbeit in der „Ehrfurcht vor dem ewigen Gott“ gründet. – Die Textwiedergabe folgt den Erstdrucken. Alle Texte werden vollständig abgedruckt. Die Anmerkungen stammen vom Herausgeber.

I. VON DEN ENGELN [WEIHNACHTSMEDITATION]

[Protestantenblatt. Wochenschrift für den deutschen Protestantismus 63 (1930), 803-806. Ausgabe Nr. 51 vom 21. Dezember 1930]

Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“ ist ein Engelgesang. Und wie in der Weihnachtsgeschichte die Engel auf die Erde herabkommen und wieder zum Himmel emporsteigen, so ist die Gestalt des Engels zu keiner Zeit im Bewußtsein Unzähliger so lebendig, wie in den Weihnachtstagen. In den Läden mag der Engel oft allzusehr nur Schaufensterdekoration sein, aber in den Häusern und in den Herzen nicht nur der Kinder wird jetzt seine Lichtgestalt wieder lebendig. Mit dem Tannenbaum und den Kerzen, mit der Weihnachtsfreude kehrt er bei vielen als alter lieber Gast ein.

Daß um diese Zeit der Himmel offenstehe, daß in den zwölf Nächten Wunder geschehen, ist ein tiefsinniger Glaube. Allerdings liegt es zum guten Teil am Willen der Menschen, ob sie ihren Sinn den Geheimnissen der höheren Welt öffnen. „Gastfrei zu sein vergeßt nicht, denn dadurch haben einige ohne ihr

Wissen Engel beherbergt“ [Hbr. 13, 2]. Dies merkwürdige Wort aus dem Schlußkapitel des Hebräerbriefes hat für uns, gleichviel welches Recht, welchen Wert wir den Vorstellungen von Engeln beimessen, in jedem Falle den Sinn: die Macht des Ewigen, gute Geister von oben, sind uns oft näher, als wir ahnen; also sollen wir unser Leben so führen, daß wir die Gelegenheit, Gemeinschaft mit ihnen zu gewinnen, nicht versäumen, ihren Segen nicht verlieren. In der Frömmigkeit der Katholiken spielt der Glaube noch heute eine große Rolle, daß jeder Mensch seinen Engel, seinen Schutzengel hat, dem wir zu danken haben, wenn wir vor Gefahren behütet worden sind, und den wir betrüben, wenn wir sündigen. Auch unter Evangelischen mag solche Anschauung gelegentlich stark wirken. Einem heute alten Mann ist es immer im Gedächtnis geblieben, wie er einst als Kind gelogen hatte und seine fromme Mutter ihm dann tiefbetrübt sagte: „Wenn nun ein Englein aus dir herauskäme, wie würde das klagen!“

Haben aber Menschen, ohne es zu wissen, Engel beherbergt, so liegt darin weiter, daß Engel in Menschengestalt erschienen sind, daß es Engel in Menschengestalt gibt, wohl auch, daß ein Mensch zum Engel werden kann. Es sollte kaum nötig sein, die Redeweise kräftig beiseite zu schieben, der man oft begegnet, die wohlfeile Sentimentalität, mit der oft ein Mädchen, wesentlich um der anziehenden äußeren Erscheinung willen, als Engel bezeichnet wird. Vom Reich der Frömmigkeit kann solches Schwärmen meilenfern sein, gerade so, wie es dem wahrhaft Frommen immer verdrießlich sein wird, wenn die Leute sagen, daß einer einen geliebten Menschen anbete oder anhimme. Wie wenig hat solches Entzücken über vergängliche Schönheit mit dem wirklichen Gebet zum Ewigen gemein! Anders steht es, wenn jemand ein Engel genannt wird, weil er in selbstverleugnender Liebe durch diese Welt hindurchgeht, die voll Streit und Selbstsucht ist. Menschen, die so die Not lindern und Licht ins Dunkel bringen, mögen wohl Engel heißen, und oft leuchtet unter unscheinbarem Äußern die Schönheit der Seele um so heller. So ist manche Frau der Engel ihres Hauses, manche Gemeindegemeinschaft der gute Geist der Gemeinde.

Immer aber ist es die Treue, die persönliche Leistung, die das Recht auf solchen Ehrentitel gibt; nicht erwirbt man dieses Recht durch ein Amt, durch die bestimmte äußere Form des Lebens. Die Katholiken reden vom engelgleichen Leben der Mönche und Nonnen. Gewiß gibt es unter diesen viele, von denen gilt: „Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel.“ Aber wieviel Allzumenschliches, wieviel häßlich Irdisches ist doch oft auch in den Verbänden und Häusern der Ordensleute! Und wenn sich in der Offenbarung Johannis die sieben Sendschreiben an urchristliche Gemeinden in Kleinasien finden, jedes an den Engel dieser Gemeinde gerichtet, so hat man den Engel bald auf den Vorsteher der Gemeinde, den Bischof gedeutet; vom zweiten Jahrhun-

dert an hat ja mindestens die Gemeinde jeder größeren Stadt ihren Bischof gehabt. Doch sind die Träger des Bischofstitels in späterer Zeit oft viel mehr weltliche Herren, kluge Diplomaten und dergleichen gewesen, [und] wahrlich nicht als Engel über die Erde hingegangen. Der Katholik kann das anerkennen, aber er betont um so stärker, das Amt der Bischöfe sei von Gott durch Christus eingesetzt, die Bischöfe seien die Nachfolger der Apostel; darum seien die Entscheidungen ihrer rechtmäßigen allgemeinen Versammlungen, den Konzilien, unfehlbar. Der Protestant wird mit Luther erwidern: „Allein das Wort Gottes begründet Glaubenssätze, sonst niemand, nicht einmal ein Engel.“

Was sich nicht unserem Herzen und Gewissen als Weisung und Wille des Ewigen bezeugt, das kann durch keine noch so hohe Autorität und keine Geisteserscheinung für uns ein Stück der letzten und tiefsten Ueberzeugungen werden, auf die wir leben und sterben wollen. Jenes Wort der Schmalkaldischen Artikel geht zurück auf ein scharfes Wort des Paulus im Galaterbrief, wo er jeden verflucht, der ein anderes Evangelium bringt, und wäre es auch ein Engel vom Himmel [vgl. Gal 1, 8]. Paulus war überzeugt: wer das Evangelium von Jesus Christus verfälscht, der kann nur ein böser Geist sein, auch wenn er sich in einen Engel des Lichts verkleidet.

Der katholische Gedanke, der Bischof sei der Engel seines Bezirks, wird uns auch in der Form nicht annehmbarer, die ihm im 19. Jahrhundert die Irvingianer gaben; sie verliehen, katholischem Wesen folgend, Vorstehern ihrer Gemeinde den Titel Engel.

Zu dem überlieferten Glauben aber, daß Gott von Engeln umgeben sei und diese als seine Boten und Diener tätig sind, werden nicht alle evangelischen Christen unserer Tage die gleiche Stellung einnehmen. Vielen erscheint er als ein Stück Dichtung ohne jeden Wahrheitsgehalt; die Engel stehen ihnen auf einer Stufe mit den Feen und Zwergen der Kindermärchen. Andere haben ein lebhaftes Verlangen, ihren Glauben, von dessen Wahrheit sie tief überzeugt sind, nicht abstrakt zu fassen; dann droht er ihnen zu entschwinden. Sondern sie müssen ihn sich veranschaulichen; wie unsere religiöse Rede immer sinnbildlichen, symbolischen Charakter trägt, so stellen sie sich vor ihr inneres Auge Bilder, lebendige, bunte Bilder der höheren Welt, vom ewigen Gott, seiner Weltregierung, seinen Kräften und Dienern. Ein so tiefer Denker des vorigen Jahrhunderts wie der Naturphilosoph [Gustav Theodor] Fechner hat mit Entschiedenheit den Glauben an Engel, an Geister, die zwischen Gott und uns stehen, neu zu begründen gesucht. Und wer dächte so einseitig verstandesmäßig, daß die bunte Welt der Engel, wie sie uns die Künstler darstellen, in keiner Weise zu seinem Herzen spräche, die Welt der Engel, die Raffael, Correggio und Thorwaldsen gemalt oder gemeißelt haben? Auch Goethes Faust hebt an mit dem Prolog der Erzengel und schließt mit dem *chorus mysticus*, der wieder ein Engelgesang ist.

Aber wir verstehen auch, daß und warum der Engelglaube im Protestantismus ungleich weniger bedeutet als im Katholizismus. Wie leicht wird bei Ausmalung der Vorstellungen von den Engeln der schlichte Ernst des christlichen Glaubens von schwärmender Phantastik überwuchert! Höher als die Buntheit der Bilder vom Ewigen steht uns evangelischen Christen Klarheit und Kraft der Gedanken vom Ewigen. Möchte in diesen Weihnachtstagen uns beides zusammen wieder geschenkt werden, die Lebendigkeit, mit der die Kinder alle Bilder der Freudenbotschaft dieses Festes anschauen, und der stille Ernst der Alten, die bei jedem Weihnachtsfest sich fragen: wie oft noch?

II. ZUR LAGE DES FREIEN PROTESTANTISMUS IN DEUTSCHLAND

[Die Christliche Welt 46 (1932), 804-806. Ausgabe Nr. 17 vom 3. September 1932]

Zur Lage, nicht: die Lage. Sie ist in den einzelnen deutschen Ländern so verschieden, daß ein kurzer Bericht auf diese Mannigfaltigkeit nicht eingehen kann; nur eben erwähnt sei, daß in einigen Gebieten, wo früher der kirchliche Liberalismus die Vormacht hatte, wie in Baden zwei Menschenalter hindurch, er heute in die Minderheit gedrängt ist.

1.

Im ganzen ist die Lage des freien Protestantismus in Deutschland *ungünstig*, schon wegen der politischen Erregung und der wirtschaftlichen Not. Frömmigkeit kann durchaus auch in Zeiten der Not kräftig sein; freie Frömmigkeit aber, zu der Suchen nach *Wahrheit* in Fragen des Glaubens gehört, Hingabe an Probleme der innersten Ueberzeugung, hat es schwer zu solchen Zeiten, in denen vielmehr der Kampf um die *Macht*, politische Kämpfe, nationale Leidenschaften aufs stärkste in Anspruch nehmen. Und wenn auf Zeiten der Revolution solche der Restauration zu folgen pflegen, in denen man sich nach dem Alten zurücksehnt, so sind heute in Deutschland Wünsche und Bewegungen der letzteren Art mächtig. Das ist für den freien Protestantismus genau so ungünstig, wie die Stimmungen der Restauration nach 1815 es für den damaligen Protestantismus waren. Und der große sozialistische Teil unseres Volkes, der für keine Orthodoxie und keinen Pietismus zu haben ist, also, soweit er nicht bei seiner Religionslosigkeit bleiben will, für den freien Protestantismus zu gewinnen wäre, steht ihm allerdings noch fern. Unsere Sozialdemokratie ist 1918 zu schnell zur politischen Macht gelangt. Sie hatte noch nicht die erwünschte Fühlung mit der überlieferten deutschen idealistischen

Bildung der bis dahin führenden Kreise, geschweige denn mit dem Christentum. So bedeuten die Religiösen Sozialisten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie viel weniger als innerhalb der schweizerischen oder niederländischen. Und die politischen Gegensätze weiter bürgerlicher Kreise zur Sozialdemokratie sind bei uns noch so scharf oder sie sind wieder so scharf geworden, daß einige bewährte ältere Führer des kirchlichen Liberalismus in Deutschland zu den Religiösen Sozialisten kein freundliches Verhältnis gewinnen können.

Hat eine theologische Gruppe oder Schule bei uns, zunächst wenigstens, zum Sozialismus ein engeres Verhältnis gehabt, dann sind es die sogenannten dialektischen Theologen. Allerdings sind auch innerhalb dieser Gruppe, je größer sie wurde, Unterschiede um so mehr hervorgetreten, und einige ihr Angehörige stehen dem Sozialismus heute scharf entgegen. Was das Verhältnis zu den älteren theologischen Schulen und kirchlichen Parteien betrifft, so steht die dialektische oder kulturkritische Theologie, der Herkunft wie der Absicht nach, der sogenannten positiven Theologie nicht näher als der kritischen, und ihre Konzentration auf die Grundgedanken reformatorischen Glaubens könnte durchaus zur Vergleichgültigung vieler Stücke der überlieferten Dogmatik führen. Aber daß die Dialektiker sich nicht nur vom landläufigen kirchlichen Vereinsbetrieb, sondern auch von vielen sozialetischen Einzelfragen abzuwenden pflegen, das hat oft die Wirkung, daß man sich um so eifriger wieder dem Ausbau eines genauen Lehrsystems zuwendet, einer neuen Orthodoxie, bisweilen auch die Wirkung, daß man um so eifriger sich für Stärkung des Kirchentums einsetzt. Ueberdies war die Arbeit der kritischen Theologie der letzten Jahrzehnte mehr historischen als grundsätzlichen, religionsphilosophischen Fragen zugewendet; der Name Harnack ist dafür bezeichnend. Die dialektische Theologie aber ist geradezu antihistorisch. Und sofern sie dem Glauben den Vorrang vor aller Philosophie gibt, wirkt sie auch der bisherigen Art der religionsphilosophischen Arbeit entgegen. Aus all den angegebenen Gründen tritt diese starke jüngste theologische Schule im allgemeinen zum freien Protestantismus in schärferen Gegensatz als zu den konservativen Gruppen in unseren Kirchen.

Zu diesen Wirkungen der allgemeinen geistigen Lage kommen eine Reihe von konkreten und praktischen Schwierigkeiten. Teils drohen sie vorläufig nur, z.B. die Beherrschung unserer Kulturpolitik durch die Zentrumspartei. Viele deutsche Evangelische sind deshalb besonders böse auf das Zentrum, weil es so lange mit den Sozialdemokraten zusammengearbeitet habe. Tatsächlich brachte die politische Macht, die das Zentrum so gewann, dem Protestantismus mehr nur äußere Gefahren, weil das Zentrum zwar viel in Personenfragen, aber auf kulturpolitischem Gebiet wegen seiner roten Bundesgenossen nicht eben viel durchsetzen konnte. Sollte es bei uns aber künf-

tig mit der Rechten sich verbünden, so wird die Wirkung eine solche staatliche Kulturpolitik sein, die zu weitgehender Klerikalisierung der evangelischen Kirchen führt.

Teils sind die Nöte schon seit längerer Zeit da. Für geistige Bestrebungen, fürs Bücherkaufen und Zeitschriftenhalten, vor allem auch für die Mitgliedschaft in Vereinen zur Pflege geistigen Lebens haben Unzählige kein Geld mehr. Wir haben vielleicht auf religiösem und kirchlichem Gebiet, wir haben besonders im freien Protestantismus zu viel Vereine und Bünde; dabei ist er aber im Grunde doch zu schwach organisiert. Und der Stand, der früher dem freien Protestantismus führend gedient hat, die theologischen Universitätslehrer, geben sich heute zum guten Teil still dem vornehmen Betrieb ihrer gelehrten Forschung hin, meiden sorgfältig die Kirchenpolitik. Wenn wir aber nicht, wie es manche unter uns gerne möchten, mit einem Schläge einen einheitlichen Bund aller freien Protestanten in Deutschland begründen können, so ist daran nicht bloß die überlieferte Kleinstaaterei und landeskirchliche Zerspaltenheit schuld, sondern es besteht ein wirklicher Unterschied zwischen einem mehr volkkirchlich-sozialen und einem mehr weltanschaulich liberalen Typ von Vereinen des freien Protestantismus in den einzelnen Teilen Deutschlands.

Und wenn seit 1918, seit der Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die evangelischen Landeskirchen bei uns mehr und mehr ausgebaut werden, so ist es ein Gesetz der Geschichte des Christentums: Zeiten, wo man an der verfaßten Kirche baut und sie festigt, sind der Entfaltung freier Theologie ungünstig. Starkes Kirchentum ist freier Theologie hinderlich, und freie Theologie lockert den Bau der Kirchen. Wir Deutschen haben gerade deshalb in der Theologie Vieles leisten können, was auch anderen Völkern wertvoll wurde, weil wir so viel Staatskirchentum, so wenig Kirche im Sinne des neuen „Jahrhunderts der Kirche“ hatten. Heute wird eifrig an den Kirchen gebaut, ihre Macht gemehrt. Dies alles ermöglicht es, daß wieder Ketzerprozesse versucht werden, die in und nach dem Kriege unmöglich geworden zu sein schienen. Nachdem in Bayern Leimbach und Knote abgesetzt worden sind, was zunächst als bayrische Sonderart galt, versucht man jetzt in Hamburg Hennecke aus dem Amt zu entfernen.¹ Gewiß hat auch dieser Fall sein Individuelles, aber daneben hat solcher Streit doch auch seine prinzipielle Bedeutung. Wirkliche Ketzergerichte würden zweifellos auch heute die Be-

1 Mulert bezieht sich auf spektakuläre kirchliche Konfliktfälle. Der Hamburger Pfarrer Franz Otto Henneke (1877-1960) wurde nach heftigen Auseinandersetzungen 1932 vorläufig amtsentbunden und 1933 in den Ruhestand versetzt. Die *Christliche Welt* trat für ihn ein; vgl. etwa Walther Classen: Zum Streit im Henneke, in: Die Christliche Welt 46 (1932), 316-329.

deutung haben, die Leute aufzurütteln, unserer freien Botschaft stärkeren Widerhall zu verschaffen. Aber zunächst einmal sind solche Fälle ein Zeichen davon, wie sehr unsere Gegner die Macht zu haben glauben. Sie haben die Mehrheit auf den meisten Synoden und das in den meisten Landeskirchen herrschende Siebssystem und die Begünstigung der dörflichen Bezirke bedeutet, daß man breiteste Volkskreise von der Wahlbeteiligung zurückhält. Von dem oft als Vorbild hingestellten Baseler Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche, das in der Tat auf Deutschland herübergewirkt hat, ist gerade die Sicherung volkstümlichen Kirchenwahlrechts in Deutschland nicht übernommen worden.

2.

Aber nun ist es Pflicht, auch Tatsachen von anderer Art darzustellen, Tatsachen, die dem freien Protestantismus *günstig* sind oder günstig werden können. Wir finden in Deutschland seit langer Zeit oft eine enge Verbindung kirchlich konservativer mit politisch konservativer Gesinnung. Stöcker hat mit seinem starken sozialen Interesse in diesen Kreisen wenig nachgewirkt. Solche konservative Gesinnung pflegt ehrlich und charakterfest zu sein. Aber daß viele evangelische Kirchenleute sich verbrüdern mit Vertretern eines Herrenstandpunktes, die unsozial gesinnt sind, mit Schwärmern für die Gewalt, die keine Achtung vor dem Recht haben, mit Predigern des Völkerhasses, die keinen Sinn für Frieden und Völkergemeinschaft haben, damit ist diese Art konservativen Christentums verurteilt, wirkungslos zu bleiben in weitesten Kreisen unseres Volkes, die der Kirche entfremdet sein mögen, aber vom Geiste des Neuen Testaments, von der Gesinnung Jesu noch genug wissen, um solch verweltlichtes Christentum abzulehnen.

Wenn sodann infolge der vorhin angedeuteten Entwicklung hier und da dialektische Theologie und konfessionelles Luthertum einen Bund miteinander geschlossen haben, so sind die innersten Motive beider zu verschieden, als daß solches Bündnis Bestand haben könnte. Ähnliches gilt vom Bündnis zwischen Nationalsozialisten und Kirchlich-Positiven, das hier und da für die Synodalwahlen erstrebt wird. Wohl die stärkste Wirkung der völkischen Bewegung auf das religiöse Denken unseres Volkes ist, daß das bisher kirchlich-konservative Landvolk es verlernt, das Alte Testament als Gottes Wort zu ehren. Durch diese Bewegung wird die überlieferte Geltung der Bibel zerbrochen, allerdings oft in einer Weise, an der kein ernster Christ Freude haben kann.

Sind das Schwächen der Stellung unserer Gegner, so haben andererseits viele unserer Freunde umgelernt, hinzugelernt. Daß theologische Aufklärung, Kritik, Negation unwirksam bleibt oder mehr schadet als nützt, wenn mit ihr nicht fleißigste praktische Arbeit in den Gemeinden verbunden ist, diese Er-

kenntnis wird von vielen ernsten Vertretern des freien Protestantismus im deutschen Pfarrerstande heute besser als vor einem Menschenalter befolgt. Und in dem Stande, der mit dem Pfarrerstande zusammen die Arbeit unserer Kirche an unserem Volke hauptsächlich leistet, dem der Religionslehrer und -lehrerinnen an Volks- wie höheren Schulen, steht die überwiegende Mehrheit auf der Seite des freien Protestantismus, was bei kommenden Kämpfen noch wichtig genug werden kann.

Schließlich aber steht über allen Fragen der Zeitlage und der Kirchenpolitik, der Konjunktur und der Taktik, die Frage nach der Wahrheit und dem Rechte unserer Sache. Daß der freie Protestantismus auch in Deutschland wieder stärker werden wird, davon sind wir überzeugt, weil wir in einer für alle Erkenntnis der Wahrheit aufgeschlossenen Ehrfurcht, in einer freien christlichen Frömmigkeit die tiefste Deutung von Welt und Leben sehen. Mag heute die Lage ungünstig sein, dann tun wir unsre Arbeit für morgen und übermorgen, für solche, die nach uns kommen. Unser ist die Saat; wann und wie die Ernte reift, steht nicht in unserer Hand. Aber wir bleiben bei Arbeit und Kampf des freien Protestantismus, weil wir glauben an die Macht des Geistes und an die befreiende Kraft der Wahrheit!

III. [DIE KIRCHE UND DAS DRITTE REICH]

[Leopold Klotz (Hg.): Die Kirche und das dritte Reich. Fragen und Forderungen deutscher Theologen. Band II, Gotha 1932, 74-78]

Man soll das Wort vom dritten Reich deshalb ganz ernst nehmen, weil es starken Glauben wirkt, religiösen Klang hat. „Es schau aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen.“

Die Sehnsucht nach einem Endzustand voll Glück und Ruhe wohnt tief in den Seelen der Völker. Mag um solches Heil noch gekämpft werden müssen, so soll das der letzte Kampf auf Erden sein. Dieses Empfinden haben auch solche kommunistischen Kreise, die der Religion fremd und feindlich gegenüberstehen:

Völker, höret die Signale!
Auf zum *letzten* Gefecht!
Die Internationale
erkämpft der Menschheit Recht.

Die religiöse Enderwartung ist hier ins Ökonomische und Politische umgesetzt. So war es schon bei der älteren Generation der Sozialdemokraten, als

die armen mitteldeutschen Weber auf den Zukunftsstaat hofften, ihre Häupter erhoben, weil die Erlösung von den Fesseln der kapitalistischen Ausbeutung nahe schien. Wo aber nicht Arbeiter, sondern Bauern Not litten, und als Ausbeuter die Juden galten, da hat Ende des vorigen Jahrhunderts manch geschickter antisemitischer Volksredner erstaunliche Erfolge erzielt. Böckel wurde von den oberhessischen Bauern gefeiert wie ein politischer Messias, Ahlwardt von ostdeutschen. Politischer Zorn und eine fast religiöse Begeisterung flossen hier ineinander.²

Es ist nicht nur in Deutschland so. Im Orient, wo der religiöse Glaube selbstverständlich ist, pflegte seit Jahrtausenden fast jede politische Umgestaltung in der Form gefordert zu werden, daß Propheten sie als gottgewollt hinstellten. Die spätjüdische Messias Hoffnung hatte ihre politische wie ihre religiöse Seite, und noch vor einem halben Jahrhundert brach im Sudan ein gewaltiger Aufstand aus, dessen Führer als der Mahdi galt, der Messias des Islam. Und wenn im christlichen Abendland irgendwann die Sehnsucht nach baldigem Ende dieser schlechten Welt mächtig wurde, kleidete sie sich gern in den Glauben, daß eine dritte Periode angebrochen sei, so gegen Ende des Mittelalters in die Theorie, nach der Zeit des Vaters und der des Sohnes komme nun die des Heiligen Geistes. Daß aber das Christentum überhaupt noch nicht die höchste Stufe sei, sondern nach Judentum und Christentum noch eine dritte, höhere kommen solle, ist die Botschaft von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“.

In unseren Tagen endlich hat Ibsen seinen Glauben an ein über das klassisch-antike und das christliche noch hinausreichendes Ideal in „Kaiser und Galiläer“ ausgesprochen; Kaiser Julian will das dritte Reich gründen. Und wie in Hegels Geschichtsphilosophie auf These und Antithese die Synthese folgt, jene beiden in sich aufhebend, so kleidete Schelling seine Hoffnung, daß die Christenheit über den Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus hinauskommen werde, in die Formel, nach der Kirche des Petrus und der des Paulus werde eine Johanneskirche der Zukunft kommen. Immer ist es die Hoffnung auf ein Letztes, Höchstes, die anklingt, wenn von einem dritten Zustand, einem dritten Reich gesprochen wird.

Sollte sich die Vollkommenheit dieser Zukunft nicht auch darin zeigen, daß hier staatliche und religiöse Gemeinschaft zu *einer* verbunden sind? Aber können sie das sein? Bisweilen hat leidenschaftliche Erwartung eines anbrechenden göttlichen Heils vielmehr zur Ablehnung alles staatlichen Wesens geführt. „Wir erkennen kein Reich dieser Welt an“, bekannten unter dem Druck der Verfolgung Christen alter Zeit, die nur dem Reich Gottes angehören woll-

2 Vgl. Ismar Elbogen: Ein Jahrhundert jüdischen Lebens. Die Geschichte des neuzeitlichen Judentums. Herausgegeben von Ellen Littmann, Frankfurt am Main 1967, 169-175.

ten, und sie mochten sich dabei auf das Wort des Paulus an die Philipper berufen: „unser Bürgerrecht“ (oder: unser Staat) „ist im Himmel“ (Phil. 3, 20; Luthers Übersetzung: „unser Wandel ist im Himmel“ gibt den Sinn nur unvollkommen wieder).

Als dann die römischen Kaiser Christen geworden, beurteilten die Christen den Staat zwar freundlicher; Staat und Kirche traten für sie nun nebeneinander. Immerhin hat die mittelalterliche römische Kirche das Ideal einer vom Papst regierten Welt aufgerichtet. Der neuere Katholizismus erkennt dagegen klar an, daß Kirche und Staat, in ihrem Wesen verschieden, doch beide von Gott gewollt seien. Und manche Fromme alter und neuer Zeit haben vollends, wenn sie an einen schließlichen idealen Zustand dachten, ihn sich keineswegs als eine Art Priesterkönigtum oder Kirchenstaat vorgestellt. Wo das Heil verwirklicht ist, bedarf es keiner Einrichtungen zur Pflege der Religion mehr. So schaut der Prophet Johannes in der künftigen Gottesstadt keinen Tempel, keine Kirche (Offb. 21, 22); so meinte im 19. Jahrhundert Richard Rothe, wenn der Geist des Christentums die Welt durchdrungen habe, könne die Kirche aufgehen in einen christlichen Kulturstaat. Christlicher Geist herrscht dann in der ganzen Welt; es ist keineswegs Rothes Meinung, daß ein von den Naturgesetzen politischen Lebens beherrschter, religiösen Idealen fremd und spröde gegenüberstehender Machtstaat als Leviathan auch die Kirche verschlingen, sich unterjochen dürfe.

Wo dagegen leidenschaftliche Erwartung einer besseren Zukunft wesentlich politischen Charakter trägt, wo ein drittes Reich als nationales Reich erwartet wird, da kann die politische Hoffnung zum Surrogat der religiösen werden. Auch hier heißt es: „eins ist not“, aber dies Eine ist der nationale Machtstaat der Zukunft, der das gesamte Leben des Volkes umfassen soll, ein „totaler Staat“. Der Herrscher solches Reiches will leicht auch Kaiser des Geistes, der Diktator in solchem Staate will leicht auch Herr über die Gewissen sein. Dies aber ist der Punkt, an dem ernste Christen widersprechen müssen. Es ist sehr begreiflich, daß zu allen Zeiten, wenn politische, nationale Leidenschaft hochging, sie mit der religiösen entweder einen Bund schloß oder aber sich an ihre Stelle drängte. So ist es sehr begreiflich, daß in unseren Tagen der Nationalsozialismus, die inbrünstige Verehrung des politischen Messias Hitler, Vielen zum Ersatz des christlichen Glaubens geworden ist, (zumal wenn sie das Christentum nur in einer solchen Form kennen gelernt haben, die ihnen mit Erfahrungen ihres Lebens oder mit neuzeitlichen Erkenntnissen nicht vereinbar erscheint). So heißt eine nationalsozialistische Todesanzeige: „Mein Bruder G. St. starb im festen Glauben an Adolf Hitler und Deutschlands Auferstehung“, und Liselotte Jork-Weiser veröffentlichte im „Freiheitskampf“ (20. April 1932, nach dem Reichsboten vom 11. Mai) folgendes Gedicht an Adolf Hitler:

Du bist die Kraft, die mich vom Boden hebt, wenn ich versag!
Du bist der Glaube, der in mir noch lebt, wenn ich verzag!
Du bist der Wille, der empor mich reißt, wenn ich verwirrt!
Du bist die Hoffnung, die mir Wege weist, wenn ich geirrt!

Wollte man daraufhin sagen, hier sei Hitler geradezu an die Stelle von Jesus Christus getreten, hier werde Menschenvergötterung getrieben, so würden Nationalsozialisten vielleicht erwidern: „Das wollen wir nicht, aber unsere Sache ist uns in der Tat heilig.“ Diese Sache, das dritte Reich, ist für manche Nationalsozialisten eben an Stelle des Reiches Gottes getreten. Dem Christen aber ist die Überzeugung unaufgebbar, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist. Bei allem Willen, Unrecht und Not zu bekämpfen (der gewiß noch viel stärker werden muß, wenn wir wirklich nach Jesu Weisungen leben wollen), bleibt es dem Christen gewiß, daß irdisch-menschliches Wesen nie vollkommen sein wird, und dem evangelischen Christen bleibt es Pflicht, die Arbeit für keinen der irdischen Zwecke oder Verbände, sei es für Staat oder Vaterland, sei es für die Kirchen, mit der für das Reich Gottes gleich zu setzen. Gottes Reich ist nicht die Kirche des Papstes; das sagt der Protestant gegen den römischen Katholizismus. Gottes Reich ist nicht die Landeskirche; das muß gegen verworrene katholisierende Gedanken gesagt werden, die sich gelegentlich auf evangelischem Boden zeigen. Gottes Reich ist für uns aber selbstverständlich auch nicht das Deutsche Reich; weder war es das Bismarcksche Reich, noch ist es das heutige, noch wird ein drittes Reich, ein nationalsozialistisches Zukunftsreich das Reich Gottes auf Erden sein.

Ernste Nationalsozialisten erwidern: „Das wissen wir längst.“ Aber die obigen Beispiele zeigen die Gefahr, daß schwärmerische Unklarheit diese Unterschiede vergißt. Und eine speziellere praktische Gefahr sei wenigstens noch angedeutet: nationalsozialistische Kulturpolitiker neigen dazu, die Schule ganz in den Dienst der Erziehung zu nationaler Gesinnung zu stellen. Dann wird leicht der Religionsunterricht entweder mit Aufgaben belastet, die seinem Wesen fremd sind, oder er wird von der Schule weg verwiesen, den Kirchen überlassen. Nun besteht aber ein enger Zusammenhang zwischen Volkskirche und Erteilung von Religionsunterricht in der Staatsschule. Wer überzeugt ist, daß gegenüber der amerikanischen Zersplitterung in unzählige Kirchen und Sekten unser Volkskirchentum unserem deutschen Wesen besser entspricht, kann also eine Entwicklung jener Art, Abschaffung des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen, nicht wünschen. Jene andere Gefahr, daß der Religionsunterricht politisiert wird, die religiöse Erziehung den Geist Frickscher Schulgebete erhält, bestünde an sich für beide Konfessionen; aber dafür, daß der katholische Religionsunterricht weiter im Geiste der katholischen Kirche erteilt wird, würde das Zentrum sorgen, sei es als Opposition durch

Weckung von Kulturkampfstimmungen, sei es – wenn das Zentrum einmal eine Regierungskoalition mit den Nationalsozialisten bilden würde – durch Druck auf die Bundesgenossen. Der evangelische Religionsunterricht wäre dagegen den Forderungen, die von nationalsozialistischer Seite an ihn gestellt würden, viel mehr ausgesetzt.

Bei dem ausgeprägten Sinn für das Militärische, bei dem Willen zum Kommando, der im Nationalsozialismus herrscht, wird man dort geneigt sein, auch kulturpolitische Dinge einheitlich zu regeln, ohne hinlänglich zu bedenken, daß angesichts der konfessionellen und weltanschaulichen Gespaltenheit unseres Volkes nur eine elastische, tolerante Schulgesetzgebung bei uns Aussicht auf dauerhaften Bestand hat. Harte Maßregeln auf dem Gebiet der Schul- und Kirchenpolitik schaffen leicht Verbitterung; jeder Druck auf die Gesinnungen bewirkt Heuchelei. Auch wer „weltliche“ Schulen keineswegs liebt, sollte doch einsehen, daß die Schließung der weltlichen Schulen in Braunschweig, die vom dortigen nationalsozialistischen Kultusminister verfügt worden ist, keinen Schüler und keine Eltern zum Christentum bekehrt, sondern der Freidenkerpropaganda nur einen billigen Agitationsstoff liefert und den evangelischen Charakter der übrigen Schulen schwächt, in die nun die kommunistischen Kinder hineinströmen müssen. Im Gebiet der Gesinnungspflege versagen die Waffen des Zwangs. Geist ist etwas anderes als Gewalt und bleibt stärker als sie. Ehrliche Begeisterung für ein drittes Reich, für ein starkes Reich deutscher Zukunft, soll nie vergessen, daß das Reich Gottes geschieden bleibt von allen Reichen dieser Welt.

IV. [ÜBER DIE GEPLANTE FREIWILLIGE AMTSNIEDERLEGUNG]

1. Brief an Martin Rade, Wilhelm Schubring und Hans von Soden vom 3. Juli 1933; beigelegt: Schreiben an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie an den Reichspräsidenten

[Nachlaß von Soden. Bestand I: Korrespondenz Kollegen (ab 1933); maschinenschriftliche Ausfertigung; hier zitiert nach dem Abdruck in: Theologie und Kirche im Wirken Hans von Sodens. Briefe und Dokumente aus der Zeit des Kirchenkampfes 1933-1945. Herausgegeben von Erich Dinkler † und Erika Dinkler-von Schubert. Bearbeitet von Michael Wolter (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe A. Band 2), Göttingen 1984 [Zweite Auflage: Göttingen 1986], 45-47.³]

3 Frau Reinhilde Ruprecht Ph.D., Göttingen, sei herzlich für die Genehmigung zum Abdruck gedankt.

Liebe Freunde,⁴

man kann meinen, heute dürften wir keinen Platz freiwillig räumen. Aber wenn die Politik der Regierenden in bisheriger Art weitergeht, wird wahrscheinlich mancher von uns bald beurlaubt werden, und für diesen Fall ist es mir schon lieber, mich wenigstens einigermaßen aktiv noch am Kampfe beteiligt zu haben. Vor allem: können wir es verantworten, daß zwar einige Leute von andren Fakultäten protestierend ihr Amt aufgegeben haben, aber von uns Theologieprofessoren keiner, auch nach den neuesten Eingriffen in die Kirchen nicht?⁵ So war ich entschlossen, da ich von den für gestern angesetzten Verhandlungen nichts erwartete, beifolgendes Schreiben abzusenden, wenn Sie und die wenigen Freunde, die ich hier noch fragen will, mich nicht überzeugten, es sei unrichtig.⁶ Nach den neusten Nachrichten werde ich abwarten, was in Berlin herauskommt, sende Ihnen aber für alle Fälle den Text schon zu. Mit unsrem Kurator sprechen würde ich, wenn die Sache inzwischen klarer geworden ist, Dienstag. Von den Briefen an Hindenburg und Hitler verspreche ich mir keine Wirkung.

Herzlich Ihr Mulert

[beigefügt:]

„Den Herrn Minister

bitte ich, nach Ende dieses Semesters mich zu beurlauben oder von meinen amtlichen Pflichten zu befreien.

Der Grund ist nicht der, aus dem ich im vorigen Jahr um Urlaub für ein Semester bat: daß ich, seit langer Zeit mit Schleiermacher beschäftigt, gern vor dem nächsten Jahr, in das sein 100. Todestag fällt, zu Arbeiten über diesen

- 4 Martin Rade (1857-1940), emeritierter Theologieprofessor aus Marburg; Wilhelm Schubring (1875-1945), Pfarrer an der St.-Marien-Kirche in Berlin und Generalsekretär des Protestantenvereins; Hans von Soden (1881-1945), Professor für Kirchengeschichte an der Universität Marburg.
- 5 Zu denken ist etwa an den Heidelberger Juristen Gerhard Anschütz (1867-1948) oder den Berliner Kulturphilosophen Eduard Spranger (1882-1963).
- 6 In Reaktion auf die heftigen Auseinandersetzungen im Juni 1933 anlässlich der massiven staatlichen Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten hatte sich der Reichspräsident, der mit Protesten und Eingaben bestürmt worden war, in einem am 1. Juli veröffentlichten Brief an Hitler gewandt und seine Besorgnis über die Lage zum Ausdruck gebracht. Hitler berief daraufhin schon für den Folgetag Verhandlungen ein, die zu einer raschen Befriedung der kirchlichen Verhältnisse führen sollten. Tatsächlich aber ging es Hitler lediglich darum zu bewirken, daß die aufgrund der kontroversen Situation ins Stocken geratenen Arbeiten an einem Verfassungsentwurf für die Deutsche Evangelische Kirche wieder aufgenommen wurden. Dieses Ziel erreichte er. Der Entwurf wurde am 11. Juli kirchlicherseits akzeptiert; am 14. Juli wurde die Verfassung der DEK durch ein Reichsgesetz bestätigt.

Mann freier sein möchte, besonders zur Fortsetzung der Diltheyschen Biographie, deren ersten Teil ich neu herausgegeben habe. Ich glaube, daß Schl.[eiermacher] gerade heute uns wieder viel zu sagen hat; aber wenn ich diesen Urlaub aus prinzipiellen Gründen nicht erhielt, so achte ich diese Gründe. Sondern was mich heute zu diesem Gesuch bestimmt, ist die Lage der deutschen evangelischen Kirche. Ob und wie Professoren der Theologie auch rechtlich der evangelischen Kirche eingeordnet sein sollen, darüber besteht Meinungsverschiedenheit. Zweifellos besteht aber eine enge innere Zusammengehörigkeit. Wir Professoren dienen der Kirche, indem wir ihre künftigen Diener heranbilden, sie also auch zu der gewissenhaften Selbständigkeit anleiten, die für den Verkünder des Evangeliums Pflicht ist. Daß die Verkündigung des Evangeliums nicht beengt werden soll, ist bei den letzten staatlichen Maßregeln gegenüber der evangelischen Kirche versichert worden. Es gehört aber zur Verkündigung des Christentums auch, daß man gegen Unrecht kämpft, das hier und da geschieht. Die Freiheit dazu ist heute nicht mehr ausreichend da. Außerdem halte ich die Art, wie jetzt der Staat in innere Angelegenheiten der evangelischen Kirche eingreift, nicht für berechtigt. Daß in außerordentlichen Zeiten das formale Recht bisweilen hinter Erwägungen der Gerechtigkeit und des Volkswohls zurücktreten muß, weiß auch ich, aber die neuesten Vorgänge dienen m. E. weder dem inneren Frieden des evangelischen Volksteils noch der Erhaltung einer evangelischen Volkskirche. Diese meine Denkweise würde ich, wenn auch die Vorlesungen und Übungen, die ich in diesem Semester halte, andren Gegenständen gelten, auf die Dauer den Studenten nicht verschweigen können noch wollen. Ich würde manchen damit in innere Konflikte bringen.

Es würde mir nicht leicht werden, aus einer Lehrtätigkeit zu scheiden, die ich länger als ein Vierteljahrhundert mit Freude ausgeübt habe. Ich nehme aber an, daß ihre Fortsetzung bei meiner dargelegten Einstellung dem Minister nicht erwünscht ist. Meine Behörde hat Anspruch darauf, daß ich ihr diesen Sachverhalt darlege und sie bitte, ihre Entscheidung zu treffen. Von den Briefen, die ich gleichzeitig absende, Abschrift vorzulegen, erscheint mir als Pflicht.“

An Hindenburg

„Als Herausgeber der christlichen Zeitschrift in Deutschland, die, wie ihr neulich einer ihrer schärfsten Gegner bescheinigte, die außerhalb Deutschlands meistbeachtete ist, bitte ich Sie, nun erst recht dazu zu helfen, daß die evangelische Kirche vor schwerem Schaden und Spaltung bewahrt werde. Der bisherige Verlauf der letzten Besprechungen mindert diese Gefahr nicht. Würde mir Gelegenheit gegeben, Ihnen oder einem von Ihnen Beauftragten meine Bedenken darzulegen, die mich veranlassen, gleichzeitig um meine Beurlaubung aus meiner Professur zu bitten, so würde ich dankbar sein.“

[Nachschrift zum Begleitbrief:]

Das gleichzeitig an den Kanzler zu sendende Schreiben hat entsprechenden Inhalt.

Von ODibelius erhielt ich einen verständigen Brief. Plan einer Zusammenkunft noch nicht aufgegeben.

2. Antwortschreiben an Hans von Soden vom 10. Juli 1933

[Nachlaß von Soden. Bestand I: Korrespondenz Kollegen (ab 1933); maschinenschriftliche Ausfertigung. Hier zitiert nach dem Abdruck in: Ebd., 51-52.]

Lieber Freund,

herzlichen Dank für Ihren mir wichtigen Brief.⁷ „Nicht berechtigt“ sagte ich nur, um in einem amtlichen Schreiben möglichst zurückhaltend zu reden; in der Sache empfinde ich viel schärfer, wie auch Sie. Im übrigen denke ich zwar nicht ganz wie Sie. Es macht schon einen Unterschied aus, d.h. für uns, ob der Staat in wirtschaftlichen Dingen Unrecht tat oder ob er es unsrer Kirche tut; im letzteren Falle erwartet man von uns m.E. mit Recht eine Äußerung. Und daß man die Pfarrer, die unsre Schüler sind, hindert, das zu tun, was wir sie gelehrt haben, das ist meiner Überzeugung nach schon jetzt der Fall. Erstens erfahren wir infolge der Zensur vieles nicht, was im Lande geschehen mag; z.B. suche ich über den Hungerstreik des verhafteten schlesischen Su-

7 Hans von Soden hatte sich am 9. Juli 1933 in einer Reaktion auf Mulerts Brief gegen dessen Plan ausgesprochen. Einleitend heißt es in dem Schreiben: „Lieber Freund! Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Ich möchte Sie bitten, Ihnen von dem Schritt, den Sie nach demselben vorhaben, aufs dringendste abraten zu dürfen. Es hat jetzt keiner von uns das Recht, von seinem Posten zu weichen, solange ihm nicht Zumutungen gestellt werden, die ihm die Weiterführung seines Amtes in Wahrhaftigkeit und Selbstachtung unmöglich machen. Das kann noch kommen, aber es ist keine Rede davon, daß es jetzt daran wäre. [...] Ein freiwilliger Rücktritt, als Zeichen des Protestes gegen Dinge, die man nicht verantworten will, obwohl man sie ja gar nicht zu verantworten hat und dies ja ruhig aussprechen kann, und ebenso ein erzwungenes Martyrium können uns nur schaden; der Staat kann dann mit einem Schein von Recht von Revolte reden. Sie müssen Ihre Professur verlieren, weil Sie etwas getan haben, und nicht sie aufgeben, um dann etwas tun zu können“ (zitiert nach dem genannten Abdruck: Ebd., 48).

perintendenten Bronisch Genaueres zu erkunden, von dem die NZZ [Neue Zürcher Zeitung] sprach und von dem ich schon vorher hörte.⁸

Zweitens: Wenn ein Pastor sich gegen einige der neusten Maßregeln wendet, weil sie das Recht verletzen, so tut er, was ich ihm in der Ethik zur Pflicht machte; tut er es aber, so wird man wohl bald gegen ihn vorgehen. Aber in einem fürs Erste entscheidenden Punkt stimme ich Ihnen ganz zu: Man soll abwarten, welchen Verlauf die Besprechungen nehmen, die jetzt geführt werden. Auch ist die Antwort von Schubring an mich noch unterwegs. Überdies würde, was Gerullis Ihnen gesagt hat,⁹ da ich es nun einmal weiß, bedeuten, daß ich wohl zuerst mit einem der Herren des Ministeriums sprechen sollte, ehe ich ein Schriftstück in den amtlichen Gang gebe. Sie bekommen weiter Nachricht.¹⁰

Herzlich Ihr Mulert.

Abschrift geht an Rade und (morgen) an Schubring.

V. HEUTIGE AUFGABEN DER CHRISTLICHEN WELT

[An die Freunde. Vertrauliche d. i. nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Mitteilungen. Nr. 110 / 1933 vom 25. November 1933 (1105-1109); Nachlaß Martin Rade. Universitätsbibliothek Marburg. Bestand: MS 839.]

Von heutigen Aufgaben unseres Blattes rede ich unter fünf Titeln: Christentum, Kirche, Theologie, Volk und Staat, Literatur und Kunst.

- 8 Die genannte Zeitung hatte am 30. Juni 1933 (Ausgabe Nr. 1181/2) über den Fall eines evangelischen Superintendenten Brohnsch berichtet. Nachdem er gegen die Deutschen Christen Stellung bezogen hatte, war Brohnsch mit KZ-Haft bestraft worden. Dort war er, in Ermangelung anderer Protestmöglichkeiten, wohl am 28. Juni in Hungerstreik getreten. Nähere Berichte liegen nicht vor. Vermutlich handelt es sich um Pfr. Johannes Bronisch (1864-1942), der das Amt des Superintendenten in Wilhelmsdorf, Kirchenkreis Goldberg (Schlesische Kirchenprovinz), innehatte.
- 9 Georg Gerullis (geb. 1888) war Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. In einem Anfang des Monats mit von Soden geführten Gespräch hatte er um Information des Ministeriums gebeten, bevor „eine Aktion“ in der von Mulert intendierten Weise erfolge.
- 10 Ein solcher weiterer Brief liegt im Nachlaß von Soden nicht vor. Mulert hat auf seine Absicht, von der Professur zurückzutreten, zunächst noch verzichtet. Möglicherweise haben ihn hierin die Argumente von Sodens beeinflusst. Erst als im Herbst 1935 die Entlassung unmittelbar bevorstand, kam Mulert ihr durch sein Ruhstandsgesuch zu vor.

1)

Weil die Kirche zur leeren Form wird, soweit sie mit ihren Einrichtungen nicht das *Christentum* in Herz und Leben der Menschen wirksamer macht und weil die Theologie zum seelenlosen Schulwissen wird, soweit sie uns nicht Gott reiner erkennen und ihm treuer dienen hilft, darum bleibt die höchste Aufgabe unseres Blattes, so lange es besteht, Ehrfurcht vor Gott und Vertrauen auf ihn, Liebe zu den Brüdern und Nachfolge Jesu zu pflegen, sie herauszufinden und zu fördern, wo irgend wir echte Gesinnung dieser Art finden. Von allem lebendigen Christentum wollen wir lernen, auch wenn es in solchen kirchlichen Formen erscheint und mit einer solchen Theologie sich verbindet, die uns fremd sind und fremd bleiben müssen.

Wenn nun in unseren Tagen die sog. Dialektische oder kulturkritische Theologie auch viele Laien für sich gewonnen hat, dann gewiß nicht so sehr durch die oft von diesen gar nicht verstandene dialektische Beweisführung, sondern durch den wuchtigen Ernst, mit dem Karl Barth, Brunner und Andere vom Ewigen und Heiligen reden, durch die Konzentration der Gedanken und Empfindungen auf einige Grundsätze der Reformation oder auf die Haupterlebnisse der Reformatoren. Man wird dieser Theologie viel gerechter, wenn man sie in erster Linie als eine religiöse Bewegung faßt (oder da das Wort Religion in ihren Kreisen fast geringschätzig gebraucht zu werden pflegt: als eine Vertiefung im Christentum). Die theologischen Systeme, die diese Männer bauen, scholastischer Orthodoxie nachstrebend, und die ihnen selbst als die Hauptsache gelten mögen, sind wahrlich nicht ihre Hauptleistung. Aber daß sie Luthers Kraft und Calvins Strenge uns neu vergegenwärtigt haben, manche Schätze nördlichen und östlichen Christentums damit verbinden, Kierkegaard und Dostojewski uns nahe bringend, das danken wir ihnen und deshalb bleibt es recht, daß Rade ihnen zunächst die CW zur Verfügung gestellt hat; das bleibt recht, auch wenn sie sich dann meist von uns abgewendet haben und heute eine Theologie lehren, in der die Meisten von uns viel Ungeschichtliches und Widersinniges finden.¹¹

Als eine vielen deutschen Evangelischen neue Art des Christentums, von der wir aber lernen können und wollen, begrüßen wir weiter die Bewegung, zu der in unserem Kreise namentlich der Verleger der CW, unser Freund Herr Klotz, die Brücke geschlagen hat. Vor langer Zeit hat Erich Foerster das, was uns an der Gemeinschaftsbewegung wertvoll ist und was wir ablehnen müs-

¹¹ Zum Verhältnis der *Christlichen Welt* zu den Vertretern der Dialektischen Theologie und insbesondere zu ihrer frühen Förderung durch Rade vgl. Johannes Rathje: Die Welt des freien Protestantismus, Stuttgart 1952, 298-303 und 372-378. Noch 1926 gehörten Karl Barth, Peter Barth, Rudolf Bultmann, Friedrich Gogarten und andere Dialektische Theologen der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ an.

sen, so ausgesprochen: „Wir brauchen Laienchristentum; dort aber zeigt sich zugleich Lientheologie“ – er meinte: eine laienhafte, rückständige Theologie.¹² Das lebendige innerliche und doch zugleich tätige Christentum der Pietisten zu gewinnen, ohne daß wir der oft formelhaften und engen Theologie vieler Pfarrer und Laien des Pietismus verfallen, das ist ein hohes Ziel. Und es ist ein tragisches Schicksal, daß im festländischen wie im englisch-amerikanischen Pietismus (und in der Gemeinschaftsbewegung haben sich ja beide verbunden) oft Wärme des Herzens und Eifer in Werken christlicher Liebe zur Kehrseite einen Mangel an Sinn für das Fragen nach Wahrheit, für neue Probleme theologischer Forschung hat, und wiederum der kritische Theolog an praktischem Christentum oft schlichtesten Gemeindegliedern nachsteht. Es braucht nicht so zu sein; es gibt freie theologische Wissenschaft auch in kleinen, lebendig christlichen Gemeinschaften, und die Wiege der CW hat nicht umsonst nahe bei Herrnhut gestanden. Was nun nicht Wenige von uns bei jener Gruppenbewegung suchen, ist ein lebensnahes Christentum ohne die Manieren und Schranken des Pietismus. Jede solche Bewegung bleibt, wenn sie kräftig ist, zugleich bestimmten Versuchungen ausgesetzt; daß sie das Beste, was sie deutschem evangelischem Christentum geben kann, ihm wirklich gebe, dazu wird die CW gern weiter mithelfen.

Wo immer die CW echtes Christentum spürt, wirkliche Nachfolge Jesu, da hat sie Gemeinschaft gesucht und Verständnis für solches Christentum, für neue Christenpflichten verbreiten wollen. So mußte sie Stöckers und Friedrich Naumanns Appell an das soziale Gewissen der deutschen Christenheit unterstützen, so die Arbeit von [Johannes] Lepsius, der sich der schwer leidenden Armenier annahm. So soll es bleiben, und wenn wir aus den Schriften von Männern wie Blumhardt Urlaute christlicher Frömmigkeit vernehmen, und in anderer Weise bei Kutter oder Johannes Müller einen Willen zum Unmittelbaren wahrnehmen, der echter Sinn für das Letzte und Höchste ist, oder wenn Rittelmeyer uns in die Stille ruft, nach innen weist – von ihnen allen wollen wir lernen.¹³

So möchte ich auch künftig keine Nummer unsres Blattes ausgehen lassen, ohne ein (sei es auch kurzes) Stück, das nichts will als schlicht ein paar christliche Glaubensgedanken bezeugen. Als Rade die Schriftleitung abgab, ist er

12 Erich Foerster: Lientheologie, in: Die Christliche Welt 20 (1906), 132-136; zu Leopold Klotz vgl. die Hinweise in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 16, Herzberg 1999, 850-854.

13 Die genannten Personen haben seit den 1890er Jahren bis in Mulerts Gegenwart auf unterschiedlichste Weise Kirche und Theologie mit sozial- und kirchenpolitischen Reformforderungen und religiös anspruchsvollen Gemeinschaftsbildungen konfrontiert. Die meisten von ihnen wurden zumindest zeitweise in ihrem Wirken durch die *Christliche Welt* unterstützt.

wogen worden, ob weiterhin jedesmal eine „Andacht“ erscheinen solle. Wiche man von diesem Brauch ab, so würde er gewiß bald Vielen sehr fehlen. Auch solche Leser der CW, die oft schweren Anstoß an ihr nahmen, wie Karl Holl, haben sich mit dem Sinn, der aus Rades Andachten sprach, immer wieder verbunden gefühlt.

2)

Daß wir Gemeinschaft suchen, haben, pflegen, darin liegt die Pflicht, besonders auch der geordneten, verfaßten Gemeinschaft zu dienen, in der wir unser Christentum empfangen haben, unserer *Kirche*. Hieß die CW ursprünglich Gemeindeblatt, so ist ein Gemeindeblatt doch eben ein Kirchenblatt.¹⁴ Gewiß keine „Kirchenzeitung“. Ich sage das nicht geringschätzig. Die vornehme Art, in der Albrecht Ritschl und seine älteren Schüler sich von aller Kirchenpolitik fern hielten, hat sich gerächt, hat sich jedenfalls nicht festhalten lassen. Und wenn heute aller kirchliche Parlamentarismus mißachtet wird und Synodalwahlen und kirchliche Parteien in nächster Zeit nicht mehr dieselbe Rolle spielen werden wie in den letzten zwei Menschenaltern, so gilt doch: mögen die Rechtsformen der kirchlichen Gemeinschaft sich ändern und sich nach einiger Zeit wieder ändern, es bleibt die sittliche Pflicht des Einzelnen, mit seinem Einfluß in der Gemeinschaft das Wohl dieser Gemeinschaft zu fördern. Wenn autoritäre Kirchenführung die Wirkung haben kann, daß Viele, die bisher in der evangelischen Kirche verantwortlich mitarbeiteten, sich künftig um allgemeine kirchliche Angelegenheiten wenig mehr kümmern, so wäre das eine sehr üble Wirkung. Es wird vielmehr unsre Pflicht bleiben, uns über die kirchliche Lage gewissenhaft zu unterrichten.

Was vielen strengen Lutheranern da die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung leistet, das hat gerade in den kirchlichen Kämpfen der letzten Zeit unseren Freunden das Protestantentblatt mit vorbildlicher Vielseitigkeit geleistet. Mit solchen Kirchenzeitungen kann die CW ihrer ganzen Art nach und als Halbmonatschrift nicht konkurrieren; sie bietet dafür mehr von Anderem, und das mag vielen unserer Freunde lieb sein, weil sie das kirchenpolitische Lied als ein besonders garstiges Lied empfinden. Aber über solche Tatsachen, die voraussichtlich auf lange Zeit hinaus wichtig bleiben, wie das Reichskonkordat und die neue Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, nicht nur zu berichten, sondern solche Urkunden im Wortlaut darzubieten, schien mir Pflicht, um so mehr als die „Chronik der CW“, die früher ein eignes Blatt war, nach dem Kriege nicht wieder aufgelebt ist. Und viele unsrer Freunde und auch solche Leser, die innerlich uns fernstehen, sind Stier zu

¹⁴ Der ursprüngliche Titel der *Christlichen Welt* lautete: „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen“.

treuem Dank verpflichtet für die mühsame Arbeit, die er als Chronist in jeder Nummer leistet.¹⁵

Wichtiger als *Berichte* über die Vorfälle ist, in einer Zeit schwerster Erschütterung des kirchlichen Wesens wie heute, daß wir einander und den Andern, soweit sie uns hören wollen, zu christlichem *Urteil* über die Vorfälle und zu entsprechendem *Handeln* verhelfen. Wir müssen jedesmal, wenn unsre Kirche in Gefahr ist, unchristlich zu handeln, sie davor zu bewahren suchen, und wenn nach unserer Ueberzeugung dergleichen geschehen ist, widersprechen, soweit sich solcher Widerspruch heute Gehör verschaffen kann. Wesentlich dies, daß die Kirche davor bewahrt werden soll, unchristlich zu handeln, ist auch gemeint, wenn in diesem Sommer die Freunde der Liste „Evangelium und Kirche“ erklärten: „Kirche muß Kirche bleiben“ oder wenn die Jungreformatoren verlangen, es müsse bei kirchlichen Entscheidungen aus dem Wesen der Kirche heraus gehandelt werden. Für weitere Kreise ist aber der Satz, die Kirche dürfe nicht *unchristlich* handeln, deutlicher, weil das Wort *Kirche* den bekannten Doppelsinn hat und das Bekenntnis zur Kirche, gemeint als Bekenntnis zu wahrer Jüngerschaft und Nachfolge Jesu, leicht mißverstanden wird, als wolle man sich zu allen Machtansprüchen und Methoden der sichtbaren Kirche bekennen, auch solchen, die vielleicht mit dem Geiste evangelischen Christentums nicht vereinbar sind, mit dem Geist selbständiger Wahrhaftigkeit und selbstloser Liebe. So gewiß Hingabe an die Gemeinschaft für den Christen Pflicht ist, so gewiß ist Selbstkritik die Pflicht jeder protestantischen Kirche. Äußerungen wie das Gutachten der Marburger Fakultät zum kirchlichen Beamten-gesetz und das von Neutestamentlern über Neues Testament und Rassenfrage (beide in CW 19) sind in diesem Zusammenhang Vielen von uns wichtig.¹⁶

Dabei ein Wort über den Dienst, den unser Blatt seinen zu unsrer Freude zahlreichen ausländischen Freunden zu leisten hat. Gewiß kann und soll es ihnen Verständnis für die kirchlichen Zustände und Vorgänge in Deutschland vermitteln, und wer sollte sich stärker bemühen, durch die Staubwolken der Propaganda hindurch ein gerechtes Urteil zu gewinnen, als gerade die echten Christen? Ich bitte aber diejenigen, die mit der Art, wie die CW da manches behandelt, nicht einverstanden sind, zu bedenken: man darf gerechter Weise bestimmte Erscheinungen nur dann loben, wenn man gleichzeitig andere tadeln kann; ist letzteres untunlich, dann wird man sich auch ersteres versagen müssen.

15 Ewald Stier (1864-1946) betreute die „Kirchliche Chronik“ von 1920 bis zur Einstellung der *Christlichen Welt* im Mai 1941.

16 Vgl. den Abdruck beider Erklärungen in: Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage des Jahres 1933. Gesammelt und eingeleitet von Kurt Dietrich Schmidt, Göttingen 1934, 178-182 [Marburger Erklärung] und 189-191.

3)

Damit sind wir bei der Frage, wie wir unserem Volk, unserem Staate zu dienen haben. Selbstverständlich vor allem durch unseren Dienst an Christentum und Kirche. Denn unserem Volk und Staat geschähe schwerster Schaden, wenn unsre evangelische Kirche verfiel, das evangelische Christentum unter uns verfiel. Und es gibt auch stärkste direkte Wirkungen rechten evangelischen Christentums auf das politische Leben. Der Christ dient dem Nächsten, der Protestant erarbeitet sich selbständige Ueberzeugungen; welches Volk, welcher Staat könnte stärker sein, als die, wo Selbständigkeit mit Gemeinsinn verbunden ist? Daß der Fanatismus, mit dem Viele leider heute und schon seit lange bei uns den politisch Andersdenkenden beschimpfen und zu vergewaltigen suchen, ersetzt werde durch Achtung vor der abweichenden Ueberzeugung des Volksgenossen und den Willen zur Gemeinschaft mit ihm, wer muß ernster und wer könnte besser in Deutschland darauf hinarbeiten als der evangelische Christ? Staatsgesinnung (Sinn für Würde und Wert des Staates, zugleich aber das Gefühl der Pflicht, an Mißbrauch der Staatsmacht positive Kritik zu üben) gibt es wahrlich auch bei unsern katholischen Brüdern; aber daß uns Evangelischen die Landeskirche nicht so neben oder über dem Staat steht, wie dem Katholiken seine Kirche, das ermöglicht uns, solche Staatsgesinnung noch stärker zu betätigen; und wann wäre das nötiger als in einer Zeit leidenschaftlicher politischer Kämpfe?

Daß wir über der Verpflichtung gegen Staat und Vaterland nicht die Gemeinschaft mit christlichen Brüdern aus anderen Völkern vergessen, soll selbstverständlich bleiben, auch wenn der aus unserm Kreise, der solche Gemeinschaft besonders gepflegt hat, [Friedrich] Siegmund-Schultze, heute durch Krankheit an Mitarbeit verhindert ist. Und daß solche heute in unserem Volk besonders lebhaft verhandelte Fragen des öffentlichen Wohls, wie die eugenischen und der ganze Umkreis der Rassenfragen, in den letzten Monaten von der CW wenig behandelt worden sind, lag größtenteils an den sich vordrängenden kirchlichen Ereignissen; vorbereitet sind größere Aufsätze über jene Dinge.

4)

In welchem Umfange unser Blatt auch *theologische* Abhandlungen bringen soll, wird im Kreise der Freunde immer verschieden beurteilt werden. Wobei aber nicht einfach die Theologen es sind, die solchen Inhalt wünschen, und die Laien, die ihn ablehnen; der mich am treuesten vor zu viel theologischen Aufsätzen warnt, ist der Kieler Freund, der am längsten zu unserem Kreise gehört, der Theologieprofessor Baumgarten. Es kommt ja auch sehr darauf an, was unter Theologie verstanden oder wie sie vorgetragen wird. Es ist eine hohe Kunst, echte Wissenschaft gemeinverständlich vorzutragen; aber diese Kunst ist selten. Und ich habe bei Uebernahme der Schriftleitung *ein* Gelüb-

de abgelegt: keinen Aufsatz zu drucken, den ich selbst nicht verstehe. Das bedeutet aber leider, daß recht viele gewiß wertvolle Aufsätze jüngerer Fachgenossen nicht in der CW erscheinen können, denn sie sind in schwerer Geheimsprache gelehrter Zunft geschrieben. Mit neuen theologischen Strömungen und mit wichtigen Forschungsergebnissen die Leser bekannt zu machen, wird durchaus Aufgabe der CW bleiben - gewiß nicht nur mit theologischen, sondern z.B. auch mit den Wandlungen der gegenwärtigen Naturerscheinung. Und während vor dem Kriege historisch-theologische Werke wie die neue Auslegung der Schriften des NT von Johannes Weiß und Anderen starkem Interesse begegneten - auch der Name Religionsgeschichtliche Volksbücher ist bezeichnend, da sie doch keineswegs nur geschichtlichen Inhalts sind -, werden jetzt viel mehr grundsätzliche Fragen erörtert, zum Teil unter bewußter Abwendung von allem Historischen. Wenn also die letzten Jahre eine ganze Reihe von systematisch-theologischen Werken hervorgebracht haben, so ist, diese Werke zu würdigen, eine schon allzu lange zurückgestellte, dringliche Aufgabe unsres Blattes.

5)

Ebenso - und davon nur noch wenige Worte - bleibt es Pflicht, den Blick immer wieder zu richten auf alte und neue Schätze aus der Welt des Schönen, auf *Literatur* und bildende *Kunst*, wahrlich nicht nur die „christliche“ Literatur (es ist ja überhaupt eine ernste Frage, ob nicht Tendenz für die Echtheit der Kunst gefährlich wird); sondern alle wahre Erhebung durch Schönes geht den an, der Ehrfurcht vor dem Heiligen kennt. Zwar wenden sich Kierkegaard und dialektische Theologie unserer Tage leidenschaftlich dagegen, daß man Christliches und Aesthetisches vermenge, aber auch die dialektische Theologie hat ihre Dichter wie Kafka, und wenn wir es auch ablehnen, daß Kunst zum Ersatz der Religion werde, so ist sie doch tatsächlich Unzähligen der edelste Ausdruck ihrer Ehrfurcht vor Gott und das stärkste Mittel, solches Empfinden anzuregen. Und wenn das Christentum und der Logos, der Sinn für die Wahrheit, die Vernunft, nicht auseinandergerissen werden dürfen, dann auch nicht das Christentum und die Freude am Schönen und die Pflege solcher Kunst, die das Leben treffend wiedergibt oder vorbildet. Kein Theolog kann von der furchtbaren Bedeutung der Vererbung des Bösen wirksamer reden als Ibsen in den Gespenstern. Und wenn gerade die Behandlung, die die Kunst und Literatur in den letzten Jahren bei der CW fand, manchem Freund wenig Plan zu haben schien oder sonst nicht genügte, so bitte ich hier besonders gern um Kritik und Mitarbeit.

6)

Von manchem Schönen und von manchem theoretischen Problem konnte

aus einem sehr einfachen Grunde nicht geredet werden: Mars regiert die Stunde, und geistige Kämpfe sind mindestens nicht weniger heiß als die mit den Waffen.

Tragen Sie, liebe Freunde, die Verantwortung dafür, wie unser Blatt durch die Wellen dieser Kämpfe hindurchzusteuern ist, mit auf Ihrem Herzen! Hilfe durch guten Rat oder Widerspruch muß dem jetzigen Herausgeber um so wichtiger sein, als er nicht, wie sein Vorgänger, in der Mitte Deutschlands wohnt, sondern an der Grenze. Wenn in der Erregung der heutigen Kämpfe nicht nur Manche wegen in der Tat schuldhaften Verhaltens zu leiden haben, sondern Manche, nur weil sie sich schlicht und fest zu ihren Ueberzeugungen bekennen, in Gefahr geraten ihr Amt zu verlieren, so werden wir darin einig sein, daß gegen das Gewissen zu handeln gefährlich ist. Wir bleiben zwar ehrlich bemüht, jede von der unseren abweichende Denkweise unserer Mitchristen und Volksgenossen zu verstehen. Aber wir sollen nach bestem Vermögen aussprechen, was uns als wahr und als Pflicht erscheint, und damit unserem Volk und unserer Kirche, der Christenheit und der Menschheit weiter dienen. Dazu wollen wir einander helfen.

[Anmerkung Rade:] Die lebhafteste Aussprache, die auf diesen Bericht folgte, ergab die restlose Gesinnungsgemeinschaft der Anwesenden und ihren Willen, weiter treu zusammenzubleiben. R.

VI. LUTHER

[Die Christliche Welt 47 (1933), 961-962. Ausgabe Nr. 21 vom 4. November 1933]

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Hebr. 13, 7. Die große Feier des Luthertages ist verschoben. Das mag gut sein. Nicht daß jede Feier am 10. November unter der Agitation für die Wahl des 12. November würde leiden müssen. Die Wahlen haben ja andern Charakter als früher. Aber je weniger bei den Gedächtnisfeiern für Luther manche Redner versucht sind, zum Politischen hinüberzuschweifen, um so reiner kann der eigentliche Sinn, der rechte Charakter der Feier hervortreten. Im Ausland wird man den 10. November festlich begehen. Und auch in Deutschland werden, trotz der Verschiebung der Hauptfeier, die Gedanken schon in den Wochen bis dahin sich immer wieder auf Luther richten.¹⁷

Sein Reformationswerk ist daraus hervorgegangen, daß in der Seele des jungen Luther strenge Gewissenhaftigkeit mit leidenschaftlichem Verlangen nach

Heilsgewißheit verbunden war. Wer nach Gewißheit oder doch fester Hoffnung ewigen Heils verlangte, aber ohne sonderlich strenges Gewissen war, konnte nach priesterlicher Absolution und vollbrachten Bußleistungen sich beruhigen. Wiederum: wer zwar strenge Gewissenhaftigkeit hatte, aber nicht eben lebhaft nach Gewißheit ewigen Heils verlangte, der konnte innerhalb der katholischen Bußpraxis bleiben, wonach dem Einzelnen zwar Hoffnung, aber normalerweise nie Gewißheit des Heils zusteht. Mancher unsrer katholischen Brüder meint auch heute, Heilsgewißheit sei dem sittlichen Streben gefährlich. Und wir sollen ernst fragen, ob vielleicht die Heilsgewißheit, die zu Luthers Zeit ein Trost für gequälte Gewissen war, in den evangelischen Kirchen oft Allen in einer Weise gepredigt wird, die gar nicht nach Luthers Sinn ist. Aber in dieser Feierstunde fragen wir nicht so. Sondern heute sagen wir: wo sich heißes Verlangen nach Gewißheit schließlicher völliger Gottesgemeinschaft verbindet mit solcher Gewissenhaftigkeit, solchem sittlichem Ernst, wie Luther ihn hatte, da finden noch heute Menschen Frieden, Kraft, neues Leben in dem, was Luther erlebt und dann immer wieder verkündet hat: daß der Sünder nach des heiligen Gottes gütigem Willen durch Vertrauen wieder Gemeinschaft mit Gott gewinnt, Gott recht wird. In der theologischen Formel ausgedrückt, die Luther gemäß der Ueberlieferung brauchte: daß der Sünder durch Glauben vor Gott gerecht wird.

Luther gilt als der deutsche Prophet. Er selbst wollte das sein. Die Männer des Alten Testaments, an die wir bei dem Worte Prophet zunächst denken, die Schriftpropheten wie Amos und Jesaja haben vor allem *eine* Botschaft: Gott will Gerechtigkeit und Liebe; man dient ihm durch sittliches Handeln, nicht durch Brandopfer und Tempelkult. Und der Gott, der solches fordert, ist nicht mehr nur der Gott des Volkes, sondern der Herr der Welt und ihrer Geschichte. Noch inniger ist diese gegenseitige Durchdringung von Religion und Sittlichkeit im Neuen Testament, in der Verkündigung Jesu. Gottesglaube, der in Gegenwart und Zukunft lebendig bleiben soll, kann in der Tat nur sittlicher Gottesglaube sein.

Aber alle sittliche Religion ist in einer Gefahr. Weil man den Menschen hier an seine Pflichten mahnt, wird seine Verantwortlichkeit, seine Freiheit, seine Würde oft so betont, daß darüber das Wesen der Religion vergessen, das Uempfinden des Frommen verletzt wird. Nämlich, daß er sich ganz in Gottes Macht weiß, und daß es allein Gottes Ehre ist, die er sucht. Und das ist nun die

17 Die Feierlichkeiten aus Anlaß des 450. Geburtstages Martin Luthers („Deutscher Luther-tag 1933“) waren kurzfristig wegen der für den 12. November 1933 angesetzten Volksabstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund sowie der damit verbundenen Wahl zum Reichstag durch den Reichsbischof vom 10. auf den 19. November verschoben worden.

Bedeutung von Luthers reformatorischem Erleben (oder die seiner Rechtfertigungslehre) in der Geschichte der Religion, daß bei ihm sich das Innerste der Frömmigkeit wieder erhebt gegen die in *sittlicher* Religion stets drohende Verkümmernng des eigentlich *Religiösen*. Luther weiß: Gott ist's, der uns das Heil schafft.

Tiefste Ehrfurcht vor Gott und sittlicher Ernst brauchen wahrlich nicht in Spannung zueinander zu stehen, sollen es nicht, so gewiß wir, wenn wir Gott den Heiligen nennen, eben damit unsere Pflicht als sein Gebot ehren. Im Evangelium sind beide eins, und wieder bei Luther. Ist im Evangelium Jesu Gott der Uebermächtige, der Heilige, der Gütige, so ist in Luthers Rechtfertigungslehre, wenn man genau zusieht, das in einen Satz gefaßt, lehrhaft ausgesprochen, was im Gottesbild des Evangeliums liegt. In diesem Sinne ist für uns die Reformation Erneuerung des Urchristlichen.

VII. KIRCHLICHE LEHREN DES JAHRES 1933

[Die Christliche Welt 48 (1934), 12-18. Ausgabe Nr. 1 vom 1. Januar 1934]

Wer an den Deutschen Christen Kritik geübt hat und übt, soll doch ihren Motiven gerecht zu werden suchen und die Gründe ihres zunächst großen Erfolgs sich verdeutlichen.

Daß Kirchen ihrer Natur nach konservativ sind, dafür haben Viele Verständnis. Aber wenn kirchliche Ordnungen und Formeln und die Rede- und Denkweise der Pfarrer sich vom Leben und Denken des Volkes zu weit entfernt haben, kann es jeden Tag einen Abfall von der Kirche oder günstigeren Falls einen Sturm in der Kirche geben. Dabei mag das größere Recht bisweilen durchaus bei den Vertretern des Bisherigen in der Kirche sein; wenn weite Volkskreise sich der Kirche entfremden, kann der Grund auch in sittlicher Verwilderung dieser Kreise liegen. Aber in Deutschland waren seit Jahrzehnten nicht nur Leichtsinnige und materialistisch Gesinnte, sondern auch viele ernste Leute mit den Kirchen unzufrieden. Von der katholischen Kirche rede ich heute nicht. Aber wie steht es mit der evangelischen?

Den evangelischen Kirchen gehörte größtenteils nur noch ganz äußerlich der Volksteil an, der rot wählte; von 1912 bis 1932 sind das etwa zwei Fünftel der Evangelischen gewesen. Daneben waren aber mit unseren Kirchen unzufrieden auch viele leidenschaftlich national Gesinnte. Das trat in der Zusammensetzung unserer kirchlichen Körperschaften nicht sehr zutage. Auf der altpreußischen Generalsynode hatte der „Bund für Deutsche Kirche“ nur vier (von mehr als

200) Sitzen (immerhin haben diese Vier seinerzeit den Ausschlag gegen den Bischofstitel der altpreußischen Generalsuperintendenten gegeben; während jetzt die Deutschen Christen die bischöfliche Verfassung einführten). Viele völkisch Gesinnte mögen schon lange, in verschiedenen Bünden ihre Denkweise pflegend, sich um Kirchenwahlen und um die evangelische Kirche überhaupt nur wenig bekümmert haben; manche radikale Völkische traten, sich zum Tannenbergbund zusammenschließend, aus der Kirche aus. Daß die akademische Jugend auf Verkündigung evangelischen Christentums noch am willigsten dann hörte, wenn diese sich mit entschiedenem nationalem Bekenntnis verband, konnte man seit Jahren beobachten; einige theologische Hochschullehrer aber, die gerade mit solcher Verkündigung starken Erfolg hatten, waren mit den älteren kirchlichen Gruppen sichtlich nicht sonderlich eng verbunden; wenn eine neue, zugleich evangelische und nationale Bewegung aufkam, konnten sie alsbald beitreten und ihre Führer werden. Daß akademische Jugend, auch außertheologische, leidenschaftliches Interesse an kirchlichen Dingen zu nehmen bereit war, wo sich eine von ihr als national nicht zuverlässig angesehene Theologie zeigte, das bewies 1931/32 der Streit um Dehn.¹⁸

Nun änderte sich 1933 die Gestalt unseres Staates stark. Und jede solche Staatsumwälzung pflegt auf die Kirchen zu wirken. Nur haben die Revolutionen 1848 und 1918 auf unsere Kirchen deshalb nicht tief gewirkt, weil die Führer der Staatsumwälzung beide Male für (oder auch gegen) kirchliche Dinge nicht sonderlich interessiert waren (der leidenschaftliche Kirchenfeind Adolph Hoffmann ist 1918 nur kurze Zeit preußischer Minister gewesen). Auch Hitler hält sich in kirchlichen Dingen klug zurück. Aber unter den Nationalsozialisten, die 1933 zur Macht kamen, waren doch nicht wenige evangelische Pfarrer und sonstige im kirchlichen Leben Tätige. Einige – nicht alle! – von ihnen haben alsbald versucht, wie der Nationalsozialismus in allen möglichen anderen Organisationen nun die Herrschaft in Anspruch nahm, so sie ihm auch in den evangelischen Kirchen zu gewinnen. Hatten sie bei den kirchlichen Wahlen vom Herbst und Winter 1932/33 noch keine entscheidenden Erfolge erzielt, so traten sie nach den politischen Märzahlen 1933 und seit der Reichstagung der Deutschen Christen [am] 3. und 4. April 1933 mit der

¹⁸ Der Berliner Pfarrer Günther Dehn (1882-1970) wurde 1929/30 in einer Pressekampagne von Nationalsozialisten als „subversiver Pazifist“ bekämpft. Die Heidelberger Theologische Fakultät zog infolge dieser Angriffe 1930 eine bereits ausgesprochene Berufung auf einen Lehrstuhl für Praktische Theologie zurück. 1931 wurde Dehn nach Halle berufen, doch konnte er dort wegen anhaltender Tumulte nationalsozialistischer Studenten seine Lehrveranstaltungen nicht durchführen. Im Oktober 1932 wurde Dehn beurlaubt und im folgenden Jahr aus dem Hochschuldienst entlassen. Anschließend arbeitete er als Hilfsarbeiter beim Berliner Bruderrat und seit 1936 als Dozent an der Kirchlichen Hochschule in Berlin.

Ueberzeugung auf, jetzt stehe überall die große Mehrheit des evangelischen Kirchenvolkes hinter ihnen. Und als durch die stürmischen Forderungen jener Reichstagung wirklich mehr Bewegung in die evangelischen Kirchen zu kommen schien, da wandten sich Unzählige den Deutschen Christen zu, voll froher Hoffnung, nun würden sich Kirche und Volk besser verstehen, enger zusammenfinden. „Deutsche Christen“ wurden jetzt auch solche, die so leidenschaftlich völkisch empfinden, daß dieses Empfinden bei ihnen geradezu an Stelle der Religion steht. Die Kirche brauchten sie kaum, oder sie suchen sie wesentlich als Pflegestätte nationaler Begeisterung und sittlicher Erziehung überhaupt; das ausgeprägt Christliche liegt ihnen fern. Aber sie schlossen sich den Deutschen Christen an. Und das taten noch viele Andere.

Wie Tausende, die früher politisch liberal gewählt haben, heute Nationalsozialisten sind, so traten Scharen solcher, denen die Kirche irgendwie veraltet, starr zu sein schien, die manche biblischen Wundergeschichten und manche kirchlichen Lehren nicht glauben konnten oder an engherziger oder lebensfremder Art kirchlicher Verkündigung Anstoß nahmen, jetzt hoffnungsvoll den Deutschen Christen bei. Daß die Losungen, unter denen die Deutschen Christen auftraten, sich in der Tat manchmal von denen nicht sehr unterschieden, die man früher bei den Freunden evangelischer Freiheit und sonstigen Vertretern des „Kulturprotestantismus“ fand, dafür nur ein Beispiel: in Schleswig-Holstein gab es seit Jahren ein Blatt „Volk und Kirche“, mehr volksgemeinschaftlich als theologisch interessiert, aber überwiegend von denen getragen, die man als Kirchlich-Liberale bezeichnet. Als die Deutschen Christen 1933 das andere kirchliche Blatt des Landes übernahmen, die „Niederdeutsche Kirchenzeitung“ die zuletzt im Sinn eines von Barth verjüngten strengen Luthertums geleitet worden war, gaben sie ihm den Titel „Volkstum und Kirche in Niedersachsen“. So sind in ganz Deutschland auch nicht wenige Freunde der Christlichen Welt und solche, die es ihrer Gesinnung nach durchaus sein könnten, Deutsche Christen geworden; in Thüringen überließ der Volkskirchenbund bei den Wahlen vom Juli 1933 den Deutschen Christen das Feld; in Baden und sonst schlossen sich kirchlich-freiheitliche Verbände geradezu den Deutschen Christen an.

Anderwärts ging es freilich ganz anders. Hier traten vielmehr ganz überwiegend Männer von kirchlich-konservativer Haltung den Deutschen Christen bei, auch ausgesprochene Pietisten und Gemeinschaftsleute. Hatten Blätter wie die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“, der „Reichsbote“ und „Licht und Leben“ jahrelang an der deutschen Republik die schärfste Kritik geübt, in ihren politischen Betrachtungen sich auf den Standpunkt der Parteien der Rechten gestellt, wie sollten nun nicht die Freunde dieser Blätter mit Freude der einen großen Partei zuströmen, in der die bisherigen Parteien der Rechten allmählich aufgingen, und sich der kirchlichen Gruppe

anschließen, die als die dem Nationalsozialismus entsprechende erschien? Macht und Autorität scheinen verwandt zu sein; sollten evangelische Christen, die für die Autorität der Kirchenlehre eintraten, sich nicht auch ausdrücklich für den Staat Hitlers einsetzen, der viel eindrücklicher und energischer als der vorherige Staat Macht bewies und in Anspruch nahm? Leidenschaftlicher nationaler Machtwille und harte Orthodoxie verbinden sich z.B. bei [Wilhelm] Stapel. So hat es denn auch nicht an Versuchen gefehlt, die Theologengruppe, deren Arbeit schließlich am stärksten dazu beigetragen hat, im Gegensatz zur historisch-kritischen Forschung der vorausgegangenen Zeit, wieder Sinn für Wert und Recht des kirchlichen Dogmas zu wecken, die Theologen der Krisis, besonders eng mit dem nationalsozialistischen Staat und – so mochten Viele meinen – wohl auch mit den Deutschen Christen zu verbünden. Asmussen hat sich in solchem Sinne geäußert; die kirchenpolitische Schriftstellerei Hans Beyers hatte ausdrücklich diese Absicht. Fezer, dessen erstes bekanntes Buch stark von der Theologie der Krisis bestimmt war, schien zum theologischen Führer der Deutschen Christen zu werden. Von den bekanntesten Theologen der Krisis schloß sich Gogarten, seit längerer Zeit eine konservativ-lutherische Denkweise vertretend, ihnen an.

Bald aber ward man gewahr, daß noch Leute von wiederum ganz anderer Art mindestens bei den kirchlichen Wahlen vom Juli 1933 für die Deutschen Christen eingetreten waren, sich wohl auch sonst ihnen angeschlossen hatten. Wie Millionen ehemaliger Marxisten 1933 nationalsozialistisch gewählt haben und in nationalsozialistische Organisationen eingetreten sind, so sind von ihnen vermutlich auch manche „Deutsche Christen“ geworden. War man früher der Kirche fern, so betätigt man sich jetzt in ihr, und selbstverständlich bei dieser kirchlichen Gruppe. Ich bezweifle gar nicht, daß, wie auf politischem Gebiet manch ehrliche Bekehrung erfolgt ist, so auch auf kirchlichem mancher, der Religion und Kirche anders einschätzen gelernt hat als vorher, es ganz aufrichtig für das Gegebene ansah und ansieht, sich zu den Deutschen Christen zu halten. Erleichtert wurde dies dadurch, daß die Richtlinien der Deutschen Christen mehr Stimmungen als klare Gedanken enthalten, mehr nationale und allgemein religiöse Empfindungen, als daß sie viele bestimmte praktisch-kirchliche Forderungen ausgesprochen oder gar in umstrittenen dogmatischen Fragen Stellung genommen hätten. Daß bischöfliche Verfassung und ein Reichsbischof gefordert wurden, schien einfach dem Zug zur Macht und Autorität zu entsprechen, den der Nationalsozialismus überhaupt hat; den staatlichen Nichtarierparagraphen aber irgendwie in die Kirche zu übernehmen, mochte angesichts der populären antisemitischen Stimmung solchen, die die Kirche dem Staat gleichschalten wollten, fast als selbstverständlich gelten.

Seit dem April, als auf der Reichstagung der Deutschen Christen der Wille

sich geäußert hatte, die moralische und nötigenfalls auch die realste Macht des nationalsozialistischen Staates in den Dienst der Deutschen Christen und der von ihnen geforderten Reform der Kirche zu stellen, schien ihre Bewegung in kaum aufhaltsamem Vordringen zu sein.

2.

Aber natürlich mußte, je mehr sie vordrang und dabei zu positivem Schaffen genötigt war, um so deutlicher sich zeigen, wie wenig einheitlich sie war. Und je rascher sie die Macht in der Kirche eroberte, ohne die nicht zu ihr Gehörenden auch innerlich zu überwinden, um so mehr wuchs der Widerstand. Sobald die „Deutschen Christen“ im April stärker hervorgetreten waren, wurden Bedenken gegen einzelne ihrer Forderungen aus den verschiedensten Kreisen geäußert: von Gemeinschaftsleuten, von strengen Lutheranern, von Theologen der Krisis, von freien Protestanten. Eine Hauptforderung der Deutschen Christen ward allerdings fast allgemein als so berechtigt empfunden, daß die bisherigen Kirchenbehörden sie alsbald sich aneigneten und ihre Verwirklichung vorbereiteten: die Schaffung einer einheitlichen deutsch-evangelischen Kirche, die Ersetzung des Kirchenbundes durch eine Bundeskirche. Und das Verdienst, hierfür die Bahn gebrochen zu haben, wird den Deutschen Christen bleiben.

Soweit sie Widerspruch fanden, ward am meisten beachtet der von den „Jungreformatoren“ kommende, weil es sich hier nicht um eine der alten Parteien handelte, sondern um eine neue Bewegung, die von angesehenen Theologen geführt ward und die Presse geschickt benutzte. Die sachlichen Gegensätze kamen allerdings zunächst nicht deutlich heraus. Daß die Jungreformatoren, zum Teil von der Theologie der Krisis beeinflusst, in jedem Falle Gegner alles Liberalismus und den nationalsozialistischen Staat freudig bejahend, doch Gegner der Herübernahme des staatlichen Nichtarierparagraphen in die Kirche waren, das ist manchen wohl als Streit um eine einzelne Rechtsbestimmung erschienen; hier lag aber ein tiefer Gegensatz in der Auffassung von der Kirche vor; während die Deutschen Christen die Kirche dem Staat gleichschalten wollten, betonten die Jungreformatoren wie auch Andere, daß die Kirche in ihrem Wesen vom Staate verschieden ist und ihre Eigenart gerade auch dazu behalten muß, daß sie dem Volke und dem Staat leiste, was sie leisten soll. Die Jungreformatoren äußerten sich hier besonders scharf, und es zeigte sich hier eine wirkliche Schwierigkeit für die Deutschen Christen. In nationalsozialistischen Kreisen glaubt man gern, es sei in unserem Volke auch eine religiöse Besinnung eingetreten. Soweit der Kirchenbesuch sich gehoben hat, läßt sich, wie schon früher in ähnlichen Zeiten, schwer abschätzen, ob da wirklich eine innere Wandlung vorliegt oder mehr nur eine äußere Aenderung. Aber sicher ist: in Zeiten der Kräftigung religiösen Lebens

pfllegt auch der kirchliche Sinn stärker zu werden. Ist das Urteil richtig, daß es heute bei uns einen religiösen Aufschwung gibt, dann muß deshalb der Versuch, die Kirche gleichzeitig mehr zu verstaatlichen, sie zu politisieren, auf zunehmenden Widerstand stoßen.

Der andere Streitpunkt (neben dem Nichtarierparagrafen), der in der Öffentlichkeit sehr beachtet wurde, war die Person des Reichsbischofs. Hatten die Deutschen Christen verlangt, er solle am 31. Oktober vom Kirchenvolk gewählt werden, so forderten die Jungreformatoren, er sei sofort, aber durch die Kirchenführer, zu bestellen. Es braucht hier nicht noch einmal der Gang der Ereignisse berichtet zu werden: wie die Namen Bodelschwings und Müllers genannt wurden, wie dann die Kirchenführer, ein überraschendes Vorgehen der Deutschen Christen fürchtend, das bereits gemeldet worden war, ihrerseits Bodelschwing in Aussicht nahmen und ihn wählten. Die Deutschen Christen widersprachen und erklärten sich für Müller, der preußische Kultusminister setzte einen Staatskommissar ein; dieser griff stark in die Zusammensetzung der kirchlichen Behörden ein. Der Reichspräsident und der Kanzler veranlaßten Vermittlung des Reichsinnenministers. Die neue Kirchenverfassung ward rasch abgeschlossen und die Neuwahl aller kirchlichen Körperschaften auf ganz nahen Termin festgesetzt. Diese Beschleunigung der Wahl erleichterte es den allein schlagkräftig organisierten Deutschen Christen, fast überall eine große Mehrheit zu gewinnen, und teils vor den „braunen“ Synoden, die nun stattfanden, teils gemäß ihren Beschlüssen wurden die Kirchenbehörden jetzt im Sinne der Deutschen Christen umgebildet.¹⁹

Nun bestanden in unseren Kirchen schon längst scharfe Gegensätze, namentlich der zwischen denen, die streng an der Lehre der Bekenntnisschriften festhalten, und den freier Gesinnten, die besonders in *einem* Stande die große Mehrheit haben, dem Stande, der wegen des Religionsunterrichts für die Kirche nicht weniger wichtig ist als der Pfarrerstand: bei den Lehrern. Solche Gegensätze können zurücktreten, wenn praktische Aufgaben in den Vordergrund treten: der Kampf gegen sittlich-soziale Schäden und die Wiedergewinnung der dem Christentum Entfremdeten. Diese beiden Aufgaben hängen ja eng zusammen: Millionen sind vornehmlich deshalb entfremdet, weil sie bei der Kirche zwar den Willen sehen, im einzelnen mancher Not abzuhelfen, aber nicht die Kraft, soziale Ungerechtigkeit im großen so zu bekämpfen, wie es den Worten Jesu entsprechen würde. Hätten die „Deutschen Christen“, dem ehrlichen sozialen Wollen unzähliger Nationalsozialisten gemäß, unsere Kirchen zu lebendiger Betätigung der sozialreformerischen Kräfte des Chri-

¹⁹ Vgl. Kurt Meier: Die evangelische Kirche im Dritten Reich, München 1992, besonders Kap. 2, sowie: Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich. Band 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen, Frankfurt am Main / Berlin / Wien 1977, 560-626.

stentums aufgerufen, und hätten sie bei der Arbeit an Wiedergewinnung der Entfremdeten, wie es die Größe der Aufgabe fordert, die Vertreter der verschiedensten Arten evangelischen Christentums zu freiem Wettbewerb in Tätigkeit gesetzt, Christlich-Soziale und Evangelisch-Soziale, Dialektiker und Männer vom Bund für Deutsche Kirche, strenge Lutheraner und frei kritisch forschende Protestanten – wie großen Gewinn hätte unsre Kirche davon haben können! Und je mehr die Deutschen Christen so zwar die verschiedensten Kräfte in den evangelischen Gemeinden frei und mobil gemacht, für sich selbst aber dabei leitende Stellungen nicht stärker in Anspruch genommen hätten, als eben sachlich nötig war, um so williger wäre ihr Verdienst anerkannt worden. Uneigennützigem Führern folgt man gern.

Aber wie ganz anders sind die Dinge gegangen! Wohl wurde die Losung der Volksmission ausgegeben. Aber wenn der deutlichste Punkt in dem Programm, das Hossenfelder schließlich ausgab, der war, daß jeden ersten Sonntag im Monat überall über denselben Text gepredigt werden solle, so wird doch niemand, der unseres Volkes seelische Not wirklich kennt, meinen, mit solchen äußerlichen Mitteln würde es wieder fürs Christentum gewonnen! Ganz zu schweigen von so beschämenden Geschmacklosigkeiten wie dem Programm einer Massenversammlung im Berliner Friedrichshain, das die „Junge Kirche“ (Nr. 3) abdruckte und bei dem Reden der Führer der Deutschen Christen, religiöse Lieder, Armeemärsche und weltliche Musik bunt abwechselten.²⁰ Von dem Willen, alle Kräfte sich frei entfalten zu lassen, war nichts zu merken; vielmehr ward Zentralisation, bischöfliche Leitung, strammer Gehorsam gegen Führer verlangt. Von Zurückhaltung endlich war keine Rede; wohl nie sind in unseren evangelischen Kirchen mit solcher Schnelligkeit die Behörden anders besetzt worden, wobei alle leitenden Posten Deutschen Christen gegeben wurden. Nichts hat den anspruchsvollen (und deshalb ohnehin bedenklichen) Namen „Glaubensbewegung“ stärker in Mißkredit gebracht als diese Art der Personalpolitik. Verdiente, auch im Ausland angesehene Kirchenführer, die noch in den besten Jahren standen, mußten vom Platze weichen; unter den neu Berufenen waren manche Unbewährte und ihrer ganzen Art nach zweifellos Unberufene. Dabei mag von einzelnen besonders unerfreulichen Vorkommnissen noch abgesehen werden, wie denn der Mann, der zuerst öffentlich die Losung ausgab: „Fort mit Dibelius!“, der Kulturreferent der Reichsleitung der Deutschen Christen, Bierschwale, inzwischen aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden ist.²¹ Für den Staat, für die Nation gilt nach

²⁰ Vgl.: Junge Kirche 1 (1933), 40 (Nr. 3 vom 12. Juli 1933).

²¹ Alfred Bierschwale war bis Oktober 1933 „Reichskulturwart“ der Glaubensbewegung Deutsche Christen. Grund für sein Ausscheiden waren anscheinend kriminelle Verfehlungen (vgl.: Junge Kirche 1 (1933), 288).

reformatorischer Denkweise zwar sicher nicht, was Jakob Burckhardt, hierin der weltflüchtigen Stimmung morgenländischer Christen verwandt, argwöhnte: daß die Macht an sich böse sei. Aber daß das Verlangen nach Macht in der Kirche in schwere Versuchungen zu unchristlichem Wesen führt, das haben wir 1933 in Deutschland nur zu schlimm erlebt. Wer heftig agitiert, soll sich nicht wundern, wenn Leute sich ihm anschließen, die mehr von Streitlust bestimmt sind, als daß sie das Ziel des Kampfes recht verstünden. Es gibt geistige Landsknechtsnaturen. Fanatismus wechselt bisweilen nur das Vorzeichen. Gegen die Massenagitation der Deutschen Christen wurde der Widerstand immer schärfer. Schon bei den Synodalwahlen in Alt-Preußen schlossen sich Angehörige aller anderen Gruppen gegen die Deutschen Christen zusammen unter der Losung „Evangelium und Kirche“, und Karl Barth, der Hauptvertreter der Theologie der Krisis, hat in seinen Heften „Theologische Existenz heute“ die Deutschen Christen so bekämpft, daß er dabei auch die Jungreformatorischen verwirft, weil sie den Kampf nicht grundsätzlich genug führten. Davon, Theologen der Krisis und Deutsche Christen zu verbinden, ist keine Rede mehr.

Wie ungeistliche Formen die Agitation der Deutschen Christen annehmen konnte, zeigte die Sportpalast-Versammlung. Sie zeigte zugleich, wie wenig einheitlich die Deutschen Christen sind. Sie führte in ihren Folgen zum Zerfall dieser Gruppe. Sie erscheint als der Augenblick des Umschwungs des kirchenpolitischen Dramas. Seitdem bestimmen andere Gruppen, andere Mächte den Gang der Dinge stärker. Wiederum brauchen die letzten Ereignisse hier nicht noch einmal dargestellt zu werden. Heute, Mitte Dezember, scheint es so, als gehe der Reichsbischof mit dem zur Zeit unvollständig besetzten Geistlichen Ministerium planmäßig in vermittelndem Sinne vor. Vermeiden lassen wird es sich dennoch nicht, daß um weitere Entscheidungen noch scharf gekämpft wird.

Bleiben die Deutschen Christen zum großen Teil beisammen oder finden sie sich zum großen Teil wieder zusammen, so werden sie doch nicht einfach die bleiben, die sie im Sommer 1933 waren. Und es wird dann für die Zukunft unserer Kirche wieder viel davon abhängen, wie sie sich entwickeln und daß sie nicht wieder unter die Herrschaft von ganz einseitigen Führern kommen. In dem Willen, daß unsre Kirche volkstümlich sei oder werde, in der Erkenntnis, daß im überlieferten Dogma manches nicht haltbar (wenn auch als Erzeugnis jüdischen, griechischen oder römischen Geistes geschichtlich zu begreifen) ist, mit einem Wort: in den Gedanken, die Schuster in seiner Aufsatzreihe in den letzten Nummern hier darlegte (inzwischen als Sonderdruck erschienen: Freies Christentum; Gotha, Klotz)²², werden sich viele Deutsche

²² Hermann Schuster: Freies deutsches Christentum. Wege und Irrwege (Erweiterter Sonderdruck aus der Christlichen Welt 1933. Nr. 19-24), Gotha 1933.

Christen mit uns zusammenfinden können. Mit solchen Verständigung zu suchen, bleibt Pflicht, so gewiß zwischen Anderen in jener Gruppe und uns Gegensätze in der Auffassung davon bestehen, wie der Christ zur Gerechtigkeit gegen den Andersdenkenden, zur Liebe gegen die Brüder verpflichtet ist. Ethische Gegensätze sind oft noch tiefer als solche des Glaubens.

3.

Niemand vergesse aber über dem Streit um Krause die Tatsache, daß im selben Jahr 1933, da innerhalb der evangelischen Kirche die Deutschen Christen die Macht eroberten, am Rande oder jenseits dieser Kirche eine dritte Konfession sich bildete. Seit der Jahrhundertwende gab es in Deutschland zahlreiche Austritte zu den Konfessionslosen. Ihre Zahl war zuletzt so gewachsen, daß man ernstlich fragen konnte, ob das großenteils nur noch äußerlich zu den Kirchen haltende rote Drittel unseres Volkes sich nicht mehr und mehr auch äußerlich von den Kirchen lösen werde. Ob die dann neben Katholiken und Evangelischen als dritte Gruppe stehenden Konfessionslosen den Kirchen sehr gefährlich werden würden, darüber mochten die Meinungen auseinandergehen. Die Negation als solche pflegt auf die Dauer in sich wenig Kraft zu haben. Aber nun hat sich die politische Lage sehr geändert; es gibt keine sozialistischen und kommunistischen Verbände mehr in Deutschland, auch keine Gottlosenpropaganda mehr. Andererseits haben sich die meisten Gruppen, die völkische, germanische, arische Religion so vertreten, daß sie das Christentum ablehnen, zusammengeschlossen zur Arbeitsgemeinschaft Deutscher Glaubensbewegung (ADG); hier wird Gewissensfreiheit gefordert, und es hat sich ihnen auch ein Teil der bisherigen Freireligiösen angeschlossen. Nicht wenige angesehene Nationalsozialisten stehen hier oder haben sich doch in verwandtem Sinne ausgesprochen: Reventlow, Schirach, Rosenberg. Daß auch dieser Kreis in sich keineswegs einheitlich ist, wird sich zeigen; aber sofern hier doch ein positives Programm da ist oder gesucht wird, kann diese dritte Konfession mit den vorhandenen Kirchen in viel ernsteren Wettbewerb treten als es völlig Konfessionslose vermögen.

Wie das Bismarcksche Reich 1871, so findet das Dritte Reich 1933 mancherlei religiöse Erregung vor. Daß Bismarck und die Liberalen jener Zeit um der Staatsmacht willen gegen die katholische Kirche den Kulturkampf führen zu müssen meinten, hat sich als verhängnisvoller Fehler erwiesen. Hitlers bisherige Äußerungen weisen durchaus darauf hin, daß er solchen Fehler vermeiden will. Gegen ungeschickte Maßregeln, die hier und dort ergriffen wurden und die in der Tat einen bösen Druck auf die Gewissen vieler Deutscher bedeuten, sind wiederholt Äußerungen höherer Stellen erfolgt. Nachdem [Wilhelm] Hauer und seine ADG so viel Anhänger haben, wie jetzt der Fall ist, rechnet man mit ausdrücklicher staatlicher Anerkennung dieser dritten Kon-

fession. Dann wird ihre Auseinandersetzung mit den christlichen Kirchen lebhafter werden. Zunächst scheint es jedenfalls so, als wären wir von dem Wunschziele mancher Nationalsozialisten, Deutscher Christen und sonstiger Völkischer noch weit entfernt. Sie möchten den konfessionellen Gegensatz in Deutschland überrennen und unserem Volke in einem deutschen Glauben die Einigkeit geben, die es seit vier Jahrhunderten entbehrt. Davon sind wir so weit entfernt, daß an Stelle von zwei Konfessionen vielmehr jetzt drei treten.

Bei allem künftigen Wettstreit religiöser und weltanschaulicher Bewegungen in Deutschland wird es freilich, wenn er nicht unheilvoll scharf werden und unser Volk innerlich zerreißen soll, nötig sein, daß Gewissensfreiheit nicht nur formell bestehe. Es wird heute mehr und straffer organisiert als früher. Um so mehr muß man sich vor allem hüten, was in Gewissensdruck umschlagen oder auch nur den Schein eines solchen erwecken könnte. Je mehr die staatlich geförderten Jugendverbände Gesinnungspflege auch auf weltanschaulichem Gebiet treiben, um so näher würde es, wenn künftig eine dritte Konfession besteht und mancher geschätzte Jugendführer ihr angehört, vielen jungen Leuten liegen, sich auch zum Religionsunterricht dieser Konfession zu halten. Hier wird es vieler Weisheit bedürfen, zu verhüten, daß die straffere staatliche Organisation der Jugend sich mit einer solchen weltanschaulichen Beeinflussung verbinde, die zu Konflikten mit dem Geiste vieler Elternhäuser führen könnte.

Weiser Vermeidung von Gewissenszwang bedarf es endlich auch in den evangelischen Kirchen selbst. Der Widerstand gegen schroffe Politisierung unserer Kirchen, die als Verweltlichung empfunden werden müßte, und der Widerstand gegen ein Heidentum, das plötzlich mitten in der Kirche vertreten zu werden schien, nimmt begreiflicherweise oft die Form an, daß nun um so strenger das kirchliche Bekenntnis und die Autorität der kirchlichen Führer betont wird. Möge da nie vergessen werden, daß das Bekenntnis der Tat wichtiger ist als alle Lehrbekenntnisse, daß die Bekenntnisschriften nicht das Evangelium sind, und daß die Geschichte unseres deutschen Volkes es unserer evangelischen Kirche zur Pflicht macht, so lange und soweit möglich ist, weitherzige Volkskirche zu bleiben! Unser Weg heißt: weder heidnisch noch klerikal, sondern christlich, evangelisch, protestantisch.

VIII. ETHISCHE „IRRLEHREN“

[Die Christliche Welt 48 (1934), 108-111. Ausgabe Nr. 3 vom 3. Februar 1934]

Von Irrlehre und Ketzerei wurde bei uns Evangelischen lange Zeit hindurch nur noch selten geredet. Zwar bleibt es auch für uns Protestanten dabei, daß, wer überzeugt ist, die Wahrheit zu vertreten, abweichende Denkweise Anderer als Irrtum bekämpfen muß. Aber Irrtum gilt uns als Schuld nur, sofern er auf Nachlässigkeit beruht. Und wenn Religion ihrem Wesen nach ein ehrfürchtiges Empfinden ist, muß dieser ihr *Gefühls*charakter die Wirkung haben, daß auf diesem Gebiet verschiedene *Denkweisen* gleiche Berechtigung haben können. Wenn wir überdies vom Ewigen, Ueberweltlichen nur in Bildern und Gleichnissen reden können, muß die Einsicht in die Unzulänglichkeit unserer Redeweise gleichfalls die Wirkung haben, daß es uns oft wichtiger scheint, ob, was Menschen von Gott sagen, erlebnisrecht ist, als ob es ganz zutreffend ist. Die Wahrhaftigkeit wird hier oft wichtiger als die Wahrheit, die Aufrichtigkeit bedeutsamer als die Richtigkeit. Die katholische Art, von Irrlehre oder Ketzerei zu reden, schließt dagegen stets den Anspruch in sich, daß die Kirche, zu der man sich hält, die reine Wahrheit lehre, und daß, wenn die Anderen davon abweichen, dies Schuld, Sünde sei. So hat es guten Grund, daß im neueren Protestantismus die Worte Irrlehre und Ketzerei seltener gebraucht wurden.

In jüngster Zeit hört man sie im evangelischen Deutschland wieder häufiger. Aus jungreformatorischen und Pfarrer-Notbündkreisen wird manchen Bischöfen, die zu den Deutschen Christen gehören, der Vorwurf gemacht, daß sie Irrlehre dulden, begünstigen, selbst vertreten, und dieser Vorwurf wird um so heftiger und bitterer erhoben, je entschiedener jene Jungreformatorischen sich erst für die bischöfliche Verfassung der Kirche eingesetzt haben, feste Lehrautorität forderten und in den Bischöfen deren Träger sahen. Die Enttäuschung ist nun schwer. Freilich muß gefragt werden, ob man nicht oft nach solcher Lehrautorität in ganz unevangelischer Weise verlangt hat.²³ Würden evangelische Bischöfe in einer den katholischen Bischöfen ähnlichen Weise als Inhaber von Lehrgewalt angesehen werden, oder selbst auftreten, so würde dies keine Stärkung, sondern Schwächung der evangelischen Kirche bedeuten. Erscheint sie als der katholischen ähnlich, so wird diese als die vollkommeneren Kirche der Autorität doch immer die größere Anziehungskraft haben. Nur wenn die evangelische Kirche ihre Eigenart als eine solche Gemeinschaft, in der Frömmigkeit und Gewissensselbständigkeit untrennbar

²³ Vgl. hierzu Hermann Mulert: Jungreformatorische Bewegung und neues Bekenntnis, in: Die Christliche Welt 47 (1933), 836-841.

verbunden sind, klar herausarbeitet und bewahrt, behält sie Daseinsrecht und Werbekraft.

Aber wir sehen heute von der Enttäuschung ab, die mancher Evangelische an den Bischöfen deshalb erlebt hat, weil er in romantisch-unklarer Weise von der Einführung bischöflicher Verfassung alles Heil für die Nöte der Kirche in unsrer Zeit erhofft hatte. Es ist ohnehin begreiflich, daß der Widerspruch gegen einige Gedanken und namentlich gegen allerlei Praxis der Deutschen Christen scharf wurde. Schon ehe Krause auf der Sportpalastversammlung am Alten Testament und anderen Stücken des in unserer Kirche Ueberlieferten seine Kritik in verletzender Form ausgesprochen hatte, empfanden ernste Christen aus den verschiedensten Gruppen des Protestantismus den Deutschen Christen gegenüber: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“

Dabei ist es sehr verständlich, daß der Protest gegen manche Gedanken Deutscher Christen besonders schroff aus den Kreisen kam, die für strenge Geltung der kirchlichen Bekenntnisse sich einsetzen, und daß er hier die Form einer Anklage auf bekenntniswidrige Lehre annahm, auf Ketzerei (wobei vorausgesetzt scheint, bei uns gölten die Lehren der Bekenntnisschriften ebenso fest und klar wie in der römischen Kirche die katholischen Dogmen). Aber so entsteht ein schiefes Bild. Bei „bekenntniswidriger Lehre“ denkt jeder mann an dogmatische Abweichungen. Worum es jetzt geht, sind jedoch vielmehr ethische. Um manche den Deutschen Christen wichtige Lehre ist kaum Streit. Daß Volk und Rasse als Schöpfungsordnungen Gottes zu ehren sind, das wird zwar von den Deutschen Christen und von denjenigen völkischen Gruppen, die sich vom Christentum abwenden (soweit sie dabei noch Gottesglauben festhalten), stark betont, aber anerkannt wird es auch von allen andern Gruppen in der evangelischen Kirche und Theologie. Sondern was den heftigen Streitigkeiten zugrunde liegt, in denen man oft so sehr aneinander vorbeiredet und die deshalb oft so verworren scheinen und so unbefriedigend verlaufen, ist Folgendes: in weiten leidenschaftlich national gesinnten Kreisen ist die Begeisterung für heldische und kämpferische Ideale und die Feindschaft gegen einige fremde Völker und namentlich gegen die im Lande lebenden, aber als artfremd empfundenen Juden so stürmisch, daß man die christlichen Gedanken der Demut, der Liebe, des Friedens (mindestens unbewußt) großenteils ablehnt. Man sucht ein rein heldisches, nordisches Christentum (was als Reaktion auf allerlei Verweichlichung unseres Empfindens, allerlei Sentimentalität religiöser Dichtung und Malerei sehr begreiflich und zum Teil durchaus berechtigt ist). Und man wittert auch in dem urchristlichen Gedanken, daß vor Gott alle Menschen gleich seien (Gal. 3, 28), eine der Wurzeln des neuzeitlichen Liberalismus (historisch übrigens nicht mit Unrecht), den man nebst Demokratie und Parlamentarismus als eine fluchwürdige, von Westen gekommene Verfälschung deutschen Wesens ansieht (oft ohne die

Volksherrschaft in unseren nordischen Nachbarländern genügend zu kennen). Mit Leidenschaft verfißt man die Ungleichheit und die Wertverschiedenheit der Menschenrassen, teils auf Grund durchaus ernst zu nehmender Tatsachen, teils aber auch in der Form kühner Theorien und gewagter Postulate.²⁴ Die Meinung, Jesus sei nicht Jude, sondern Arier gewesen, und allerlei andere Versuche, das überlieferte Geschichtsbild umzugestalten, sind wesentlich Folgerungen aus jenem ethischen Empfinden, jener Lebensanschauung des Nationalismus der Gegenwart.

Noch einmal sei betont: gegenüber mancherlei Entartungen des überlieferten Christentums ist das Suchen nach heldenhafter Frömmigkeit gesund und zu begrüßen. Und wer wäre so töricht zu glauben, daß eine Bewegung von solcher Breite und Wucht, wie das Anschwellen nationalen Empfindens in verschiedenen Ländern nach dem Kriege, keine neue Wahrheit enthielte und den christlichen Theologen nichts zu sagen hätte? Ebenso klar ist aber, daß manche Arten des Nationalismus in unseren Tagen bewußt unchristlich sind, sich zu einem neuen Heidentum oder doch jedenfalls zu Nietzsche, nicht zu Jesus, bekennen, und daß manche leidenschaftlich völkisch Empfindende, die Christen zu sein meinen, gefragt werden dürfen, ob ihre Verherrlichung der Macht und der Gewalt noch mit christlichen Grundsätzen vereinbar ist. Sofern der Glaube mancher Völkischer an das Blut und an natürliches Edelmenschentum besonders zur überlieferten Erbsündenlehre in Gegensatz tritt, geht der Streit auf dogmatisches Gebiet über; an sich aber gehört er vielmehr dem ethischen an.

Man meine auch nicht, solcher Streit um ethische Grundsätze sei unter evangelischen Christen etwas ganz Neues. Gegensätze der Lebensanschauung, des Lebensideals bestehen nicht nur zwischen dem Katholizismus (mit seinem Mönchtum) und dem Protestantismus, sondern auch zwischen verschiedenen Gruppen evangelischer Christen. Sie führten zu Streit zwischen dem älteren Pietismus und der Orthodoxie um 1700, sie bestehen aber auch zwischen vielen Gemeinschaftschristen unserer Tage und manchen streng lutherisch Gesinnten, namentlich soweit letztere den besitzenden Schichten angehören. (Die verbreitete Meinung, es bestünde in Lebensanschauung und Lebensführung ein Gegensatz vor allem zwischen den Pietisten und den „Liberalen“, ist insofern falsch, als viele Vertreter historisch-kritischer Theologie, aber auch viele Vertreter freiheitlicher Verfassung der Kirche mit nicht gerin-

²⁴ [Anmerkung Mulert:] Von angesehenen, auch von amtlichen Stellen her ist gelegentlich gesagt worden, wenn eine fremde Rasse als von der unseren *verschieden* hingestellt werde, so solle damit kein *Werturteil* abgegeben werden. Aber diese Besonnenheit ist nicht allgemein, sondern die Meisten sehen, wenn sie Rassenunterschiede betonen, ihre eigne Rasse als die höherstehende an.

gerem Ernst gegen unchristliches Wesen und sittliche Schäden auftraten, als die strengsten Pietisten es taten.)

Immerhin ist auf die Frage: „Was für Streitigkeiten sind bisher in den evangelischen Kirchen heftiger gewesen, dogmatische oder ethische?“ für Deutschland sicher zu antworten: dogmatische. Der Eifer um die „reine Lehre“ hat hier eine große Rolle gespielt. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß dogmatische Fragen und Gegensätze für den evangelischen Christen wichtiger sein müßten als ethische. Ueber dem Streit um die reine Lehre ist oft das christliche Leben in bedauerlichem Maße vergessen worden. Kam es aber Jesus nicht auf das Herr, Herr-Sagen an, sondern darauf, daß wir den Willen des Vaters im Himmel tun [vgl. Mt 7, 21], und wird nach seinen Worten auch im Weltgericht nach Taten der Liebe gefragt [vgl. Mt 25, 40. 45-46], also nicht (oder mindestens nicht ebensowohl) nach dogmatischem Bekenntnis, dann müssen wir Abweichungen von den sittlichen Grundsätzen des Christentums ernster bekämpfen als solche vom dogmatischen Inhalt der Bekenntnisschriften. Luther hat zwar gelegentlich gemeint, Abweichungen in der Lehre seien schlimmer als solche im Leben; wenn die Lehre nur recht sei, werde das Leben schon in Ordnung kommen. Aber es gibt auch Worte von ihm, die in entgegengesetzte Richtung weisen. Und wir dürfen die Augen nicht vor der Tatsache verschließen: mehr als aller theoretische Zweifel, und mehr als aller Spott der Gegner, hat dem Christentum das unchristliche Leben vieler Christen geschadet. *Erschütterung der sittlichen Grundsätze des Christentums ist schlimmer als alle „Irrlehren“ in dogmatischen Dingen.* Wo sie vorliegt, da steht der Feind, den wir zu bekämpfen haben, zu bekämpfen gewiß mit Waffen des Geistes und der Liebe, aber mit allem Ernst.

Es gibt aber kein zutreffendes Bild der Lage und es erschwert diesen nötigen Kampf, wenn man den Anschein erweckt, als handle es sich heute im evangelischen Deutschland vor allem um strenge Wahrung des dogmatischen Inhalts der Bekenntnisschriften gegen „Irrlehre“. *Es geht um mehr*, um die Reinhaltung christlicher Grundsätze für das *Leben*, also, wenn man denn schon von „Irrlehre“ reden will (ich vermeide den Ausdruck, weil er allzu katholisch klingt), nicht so sehr um dogmatische als um ethische Irrlehre. Und viele treue evangelische Christen, die gegen Unchristentum tapfer zu streiten bereit sind, können nicht in die Reihen der Kämpfenden eintreten, wenn sie fürchten müssen, daß der „Kampf gegen die Irrlehre“ schließlich zu einer neuen starren Herrschaft der Bekenntnisschriften in der Deutschen Evangelischen Kirche führen werde, zum Verlust der Freiheit protestantischer Ueberzeugung. Möge er vielmehr so geführt werden, daß wir uns nachher, über mancherlei Meinungsverschiedenheiten hinweg, wieder enger zusammenschließen können in der Arbeit an den dringenden praktischen Aufgaben, die dem Christentum heute in unsrem Volke und in der Welt gestellt sind!

IX. VON KARL BARTH ZU DEN DEUTSCHEN CHRISTEN

[Rezension zu: Hans Schlemmer: Von Karl Barth zu den Deutschen Christen. Ein Wort zum Verständnis der heutigen theologischen Lage, Gotha 1934]

[Die Christliche Welt 48 (1934), 762-763. Ausgabe Nr. 16 vom 18. August 1934]

Eine theologische, nicht kirchenpolitische Schrift. Im ersten Abschnitt: „Die Deutschen Christen und die Theologie“ sieht man, wie wunderlich und zum Teil verworren bei den Deutschen Christen feste Orthodoxie und das, was man sonst liberale Theologie nennt, kritische Theologie, durcheinandergehen, dazu Gedanken, die, weiterentwickelt, vielmehr in die Richtung der Deutschen Glaubensbewegung weisen. Im zweiten Abschnitt: „Die gemeinsame Grundlage von dialektischer und deutschchristlicher Theologie“ weist Schl. [emmer] dies Gemeinsame in Stimmungen und Gedanken nach, die aus dem Kriegserlebnis erwachsen. Ich würde hinzufügen, daß der Wille zur Macht, der Nationalsozialisten und Deutsche Christen beherrscht, und der Sinn für Autorität, der bei den Dialektikern allmählich stark wurde, verwandte geistige Haltungen sind. Aber wie seltsame Inkonsistenzen ergeben sich bei Dialektikern und Deutschen Christen, bei jenen, wenn sie zugleich Nationalsozialisten sind, und bei diesen, wenn sie in der Art der Dialektiker allen Liberalismus verdammen, dann aber vom Nationalen her Maßstäbe für Religiös-Kirchliches aufstellen, die mehr biologisch als supranaturalistisch sind!

Vortrefflich ist gegenüber Barths Vorwurf, die Deutschen Christen seien die reife Frucht des Kulturprotestantismus, von Schl. die Anklage zusammengefaßt: Ihr Dialektiker habt den Deutschen Christen vorgearbeitet, habt den Idealismus herabgesetzt, die Sünde durch überstiegene Verallgemeinerung tatsächlich verharmlost, gegen kirchlichen Parlamentarismus eifernd die Gemeinden lahmgelegt und das ungeistliche Führerprinzip mit heraufbeschworen und durch eure Schöpfungstheologie eine übertriebene Wertung von Blut und Rasse vorbereitet. Auch was Schl. im letzten Abschnitt positiv über den rechten Weg evangelischer Theologie zwischen beiden Fronten sagt, ist sehr anregend, obwohl ich z.B. nicht wie er, [Emanuel] Hirsch zustimmend, sagen kann: „Wir haben für das Geheimnis Jesu Christi kein ander Wort als: wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch.“ Diese ehrwürdige Formel wird noch lange mißverständlich und Anstoß für viele bleiben, die weder mit den Dialektikern noch mit den Deutschen Christen gehen wollen und vom Erhabenen nicht in fertigen Formeln reden wollen, sondern sich schlicht als Suchende bekennen. Sollen wir nicht gerade diesen dienen? Aber man lese und verbreite Schlemmers Schrift; sie ist zum Verständnis der heutigen theologischen Lage lehrreicher als viele dicke Bücher.

X. DIE PFLICHT ZUR GEMEINSCHAFT

[Die Christliche Welt 49 (1935), 318-324. Ausgabe Nr. 7 vom 1. April 1935.]

1

Pflichten und Rechte gehören zusammen. Rechte zu beanspruchen, ohne daß man zugleich Pflichten übernimmt, ist sittlich bedenklich. Daß man aber den Leuten Pflichten auferlegt, ohne ihnen zugleich Rechte zu gewähren, widerspricht sich selbst und pflegt starken Widerstand hervorzurufen. Sprechen wir von der Pflicht zur Gemeinschaft und dem Rechte des Gewissens²⁵, so darf das demnach nicht so verstanden werden, als stünden auf der einen Seite nur Pflichten, auf der anderen nur Rechte. Das Recht des Gewissens, d.h. daß man seinem Gewissen folge, ist für den ernstesten Menschen zugleich Pflicht. Es liegt hier nur ein Unterschied des Tones vor: daß ich meinem *Gewissen* folge, ist Pflicht; daß ich *meinem* Gewissen folge, ist ein Recht, das ich in Anspruch nehme. Wiederum: Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen, ist uns nicht nur Pflicht, sondern auch Freude; Gemeinschaft zu suchen, ist unser Recht.

Es ist aber das Schicksal jedes in der Geschichte mächtig gewordenen Gedankens, daß er irgendwann einseitig vertreten, übertrieben, gemäßbraucht wurde, und daß dann der Umschlag kommt, die Reaktion kommen muß. Um ein den Evangelischen besonders naheliegendes Beispiel zu brauchen: als in der Menschheit das sittliche Denken sich läuterte, mußte die Religion zur sittlichen Religion werden. In allem sittlichen Leben und Empfinden aber wird die Verantwortlichkeit und damit die Freiheit des Menschen betont. Deshalb besteht in sittlicher Religion immer die Neigung, des Menschen Freiheit so zu betonen, daß Gottes Macht dadurch beeinträchtigt scheint, die Ehrfurcht vor Gott gemindert wird, die den Kern aller Religion ausmacht. Von dieser Gefahr, die bei sittlicher Religion besteht, machte in Luther das innerste religiöse Empfinden sich wieder frei. Das ist der tiefste Sinn der reformatorischen Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnade: Gott ist's, der unser Heil schafft. In ähnlicher Weise, wie hier ein Umschlag oder Rückschlag erfolgte, mußte später, wenn die Neuzeit den Einzelnen verselbständigte, wenn sie ein Zeitalter des Individualismus und Subjektivismus wurde, der Rückschlag kommen, eine stärkere Betonung der Gemeinschaft, unserer Gebundenheit an sie, unserer Pflichten gegen sie.

²⁵ Zum „Recht des Gewissens“ siehe den folgenden Text.

2

Nur ist das nichts ganz Neues. Der neuzeitliche *Individualismus* hat von Anfang an seine starke *Gegenströmung* gehabt. Auf die Zeit der Renaissance, des Humanismus und der Reformation, in denen viele Denker von kühner Selbständigkeit hervortraten, folgte die Gegenreformation, die der katholischen Kirche und ihren Autoritäten wieder mehr Festigkeit gab. Auch auf protestantischem Boden hat nach den Stürmen der Reformation und Gegenreformation zunächst das Verlangen geherrscht, das neue Haus erst einmal gründlich auszubauen; so wurde das altprotestantische Kirchentum straff organisiert und der Bau der lutherischen und der reformierten Kirchenlehre bis in die speziellsten Konsequenzen hinein ausgestaltet. Der Pietismus hat dann zwar die Einzelnen verselbständigt, indem er eigene religiöse Erfahrung von ihnen verlangte; aber zugleich stärkte er den Sinn für die religiöse Gemeinschaft. Und wenn die Aufklärung die Einzelnen lehrte, ihre Vernunft selbständig zu brauchen, so war sie doch überzeugt, daß Alle dabei zu den gleichen vernünftigen Erkenntnissen und Grundsätzen kommen würden, und sie schärfte den Sinn für allgemeine Gesetze des Geschehens, für allgemeine Regeln des Denkens und Lebens.

Das gilt zum guten Teil noch von unserer deutschen idealistischen Philosophie um 1800. Wenn sie dennoch, wie man zutreffend gesagt hat, nicht so, wie die Aufklärer, den Sinn für das Allgemeine hatte, sondern vielmehr den für das Ungemeine, für starke persönliche Leistungen, so ist sie da schon verwandt mit (und zum Teil beeinflußt von) der Romantik, einer geistigen Strömung, die in vielem bereits Gegnerin der Aufklärung war. Und unser geschichtliches Urteil sollte an diesem Punkt gerechter werden, als es bisher oft war. Fragt man nämlich einmal nach heutigen Stimmungen, so ist die gegenwärtige Jugend, soweit sie überhaupt historisches Interesse hat, geneigt, der Aufklärung des 18. Jahrhunderts deshalb sehr wenig Sympathie entgegenzubringen, weil aus ihr der Liberalismus des 19. Jahrhunderts erwachsen sei. Aber der Individualismus, der den Kern des heute von so Vielen verworfenen Liberalismus ausmacht, ist, geschichtlich betrachtet, in Deutschland nicht so sehr Erzeugnis der Aufklärung, als vielmehr (wenn man von der vorangegangenen kurzen Sturm- und Drangperiode absieht) Erzeugnis der Romantik. Wenn diese nach 1815 zum großen Teil in politische und kirchliche Restauration überging, wenn derselbe Friedrich Schlegel, der erst als Dichter und Denker das Recht des Individuums aufs schroffste betont und vorgelebt hatte, zum Verehrer der Autorität der katholischen Kirche und zum literarischen Helfer Metternichs wurde, so liegt da ein Rückschlag oder Ermüdungserscheinungen vor. Für uns handelt es sich hier zunächst einfach um geschichtliche Feststellungen: Individualismus hat seinen Ursprung keineswegs nur in der Aufklärung, und wo überhaupt Individualismus sich anbahnte, hat es immer zu-

gleich schon Gegenströmungen gegeben. Namentlich als nach den politischen Erschütterungen von 1789 bis 1815 in Europa das Verlangen nach Ruhe stark geworden war, und wieder nach den Revolutionsjahren 1848/49, haben Stimmungen und Mächte der Restauration und Reaktion durchaus das Uebergewicht gehabt, die den Einzelnen der Gemeinschaft einordnen und unterordnen. Endlich: wenn heute die Meinung verbreitet ist, das 19. Jahrhundert oder doch wenigstens die Zeit des deutschen Kaiserreichs sei vom Liberalismus beherrscht gewesen, so muß betont werden: das gilt weder für den politischen Liberalismus (1871-1918, also in 47 Jahren, hat er überhaupt nur einmal, während der drei Jahre 1874-77, im Reichstag die Mehrheit gehabt, und auch das bedeutete wenig, weil neben dem Reichstag der Bundesrat und über beiden der gewaltige Bismarck stand; und ähnliches gilt, aufs Ganze gesehen, für die Länder). Noch gilt es auf kirchlichem Gebiet; die Synoden der größten deutschen evangelischen Landeskirche, der altpreußischen, und die einer ganzen Anzahl anderer Landeskirchen sind nie in ihrer Mehrzahl liberal gewesen. Wenn aber 1918 die Fürsten und die Ersten Kammern der Landtage beseitigt wurden, so ist diese Revolution von Sozialisten, nicht von Liberalen gemacht worden, und der Sozialismus, das Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ist schon seinem Wortsinne nach - wenn man nämlich unter Liberalismus ein Streben nach Freiheit versteht -, aber auch seinem Wesen nach dem individualistischen Liberalismus schroff entgegengesetzt. Es hat denn auch von 1919-33 weder in deutschen Parlamenten irgendwo eine liberale Mehrheit gegeben, noch auf größeren deutsch-evangelischen Synoden eine kirchlich-liberale Mehrheit. Schon während der vorausgegangenen Jahrzehnte war, bei allem Gegensatz, in dem die Regierung des kaiserlichen Deutschlands zum Sozialismus stand, doch eine Reihe von staatlichen Maßnahmen im Sinne des Sozialismus erfolgt, namentlich die weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung; jetzt wurde staatliche Regelung, staatlicher Zwang auf manche Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ausgedehnt, auf denen er vorher nicht bestand. Also rede man nicht so, als habe je in Deutschland der Liberalismus wirklich geherrscht. Weder vor noch nach 1848, weder vor noch nach 1870 war das der Fall.

3

Es steht auch *nicht nur geschichtlich* so, daß Liberalismus und Individualismus immer ihre Gegenströmungen gehabt haben, sondern es liegt *im Wesen der Sache*, daß der *Individualismus nie voll herrschen kann*. Katholiken fragen uns Protestanten oft: „Ihr erkennt kein unfehlbares kirchliches Lehramt an. So habt ihr, wenn es bei euch Streit in Glaubensfragen gibt, niemand, der ihn schlichten kann. Welche Sicherheit habt ihr, daß ihr nicht völlig in Individualismus und Subjektivismus auseinanderläuft, die Gemeinschaft bei

euch ganz aufhört?“ Die Antwort heißt: dafür ist gesorgt, daß die Bäume unseres Individualismus und Subjektivismus nicht in den Himmel wachsen. Zunächst schon dadurch, daß menschliche Anlagen und menschliche Schicksale in weitem Umfange die gleichen sind. Mag die Menschheit fortschreiten, so bleibt doch, nach Goethes bekanntem Wort, der Mensch immer derselbe. So sind denn auch unsere sittlichen Grundsätze nicht beliebig verschieden. Das Kapital von sittlichen Empfindungen, Erkenntnissen, Grundsätzen, mit dem die Menschheit wirtschaftet, ist nicht unbegrenzt. Und wenn auch die ethischen Theorien und Systeme voneinander weit abweichen, so ist doch die praktische Uebereinstimmung sittlich ernster Menschen darüber, was gut und was böse sei, viel größer, als man von jener Verschiedenheit der Theorie her vermuten sollte. Wenn aber gerade in letzter Zeit einige der überlieferten sittlichen Grundsätze besonders lebhaft angegriffen wurden, die lebenslängliche Einehe und die Fürsorge für Schwache, so kommen diese Angriffe wesentlich von rassenbiologischen Erwägungen her, also aus Kreisen, die sicher keinen Individualismus oder Liberalismus vertreten. Darum dürfen wir, von diesen Angriffen absehend, sagen: aller Individualismus und Liberalismus hat dem kein Ende gemacht, daß weitgehende Uebereinstimmung in sittlichen Grundsätzen herrscht, und er hat an dieser Uebereinstimmung eine bedeutende Grenze.

Im Blick auf unsere gesamte Kultur kann man die trotz alles Individualismus bestehende Uebereinstimmung und Gemeinschaft auch so kennzeichnen: wir leben alle von gemeinsamer Geschichte. Es gilt auf allen Kulturgebieten dem heute lebenden Menschen: was hast du, das du nicht empfangen hättest? Was wir an Neuem finden und erfinden, ist in jedem Fall wenig im Vergleich zu dem, was schon die Väter hatten und kannten. Da nun aber das Christentum geschichtliche Religion und sittliche Religion ist, werden wir hier erst recht von geschichtlichem Besitz leben, von der Bibel – die Geschichte christlicher Frömmigkeit ist zum guten Teil die Geschichte immer neuer Belebung biblischer Gedanken und Erzählungen – und von sonstigem Vätererbe, von den Schriften der Reformatoren und dem Besten aus der religiösen Dichtung vergangener Zeiten. Wiewohl sie gestorben sind, leben und reden diese Väter und Mütter noch, und von ihrem Erbe leben wir.

Luthers Gewissenhaftigkeit, der Ernst seines Fragens nach dem Ewigen, die Festigkeit seines Gottvertrauens, sein Kampf gegen alle Verfälschung der Frömmigkeit durch menschliche Selbstsucht, dagegen, daß aus dem heiligen Herrn ein Diener unserer Wünsche werde, sein selbständiger Wahrheitssinn und sein ständiges Verlangen nach christlicher Gemeinschaft bleiben für uns bestimmend, auch wenn wir vieles von seinen Lehren und Vorstellungen im einzelnen beiseitelegen müssen, gerade um ihm im Innersten treu zu bleiben, d.h. auf seinem Wege weiterzugehen. Im sittlichen und im geschichtlichen

Charakter unserer Religion, in dem Werte, den die Bibel und die Reformation für uns behalten, liegen Grenzen des protestantischen Individualismus, die wir in der bisherigen Entwicklung evangelischen Christentums wahrnehmen und auf die wir uns immer wieder grundsätzlich besinnen sollen. Man rede also nicht so, als sei der Protestantismus nur Individualismus oder als sei er je schrankenloser Individualismus gewesen. Und noch abgesehen vom Religiösen, Christlichen, Evangelischen - der Individualismus hat in der Natur des Menschen seine Grenzen.

4

Trotzdem ist es eine geschichtliche Tatsache, daß in den letzten hundertfünfzig Jahren eine Menge von Bindungen gelockert worden sind, die früher bestanden. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Kultusfreiheit, Freiheit der religiösen Gemeinschaftsbildung, Freiheit auch für die Ablehnung aller Religion sind in einem Maße gewährt worden, das man bis ins 18., zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht kannte. Und wenn wir uns entschieden zum Grundsatz der Gewissensfreiheit bekennen und überzeugt sind, daß von der Gewissensfreiheit her allerlei weitere Freiheiten sich ergeben müssen, so wollen wir um so ernster uns verdeutlichen, welches Recht die heutige starke Gegenbewegung gegen allen Individualismus und Liberalismus hat, die heutige Betonung der *Pflicht zur Gemeinschaft*.

Das letzte Jahrhundert hat in der Tat den Individualismus übertrieben und so die Gemeinschaft geschädigt. Es handelt sich hier erstens um etwas ganz Aeußerliches, um die Zunahme der Großstädte. Mit den nötigen Vorbehalten kann man schon sagen: Großstädte sind der Tod der Gemeinschaft. Vorbehalte sind selbstverständlich, sind einfach um der Gerechtigkeit willen notwendig. Familien, Freunde, Berufsgenossen, Parteigenossen, Glaubensgenossen können in Berlin oder Hamburg ebenso eng verbunden sein wie in Dörfern der Lüneburger Heide oder Kleinstädten des deutschen Südens oder Ostens. Aber es können in unseren großstädtischen Mietshäusern die, die im selben Hause wohnen wie wir, krank werden und sterben, ohne daß wir überhaupt etwas davon erfahren und ohne daß wir uns darum kümmern. Das ist auch völlig begreiflich, wenn in Berlin vor einiger Zeit durchschnittlich auf einem Hausgrundstück 77 Menschen wohnten. Das normale Haus in Berlin ist eine Mietskaserne. Von Nachbarschaft ist da oft keine Rede, sondern nur davon, daß man auf demselben Grundstück wohnt; tun das Viele, so können sie einander sehr fremd bleiben. Dieser Zustand ist aber für einen immer größeren Teil unseres Volkes eingetreten. 1871 wohnte nur ein Zwanzigstel unseres Volkes in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern, 1925 aber mehr als ein Viertel unseres Volkes, 17 Millionen. Wir wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, welche Gefahr hierin liegt! Die Großstadt ist, so viele vortreff-

liche Menschen in ihr Leben und leben müssen, aufs Ganze gesehen doch die Stätte der Hast, der Nervosität, der Kinderlosigkeit, des Mangels an Gemeinschaft. Die Großstädte sind Mittelpunkte der Zivilisation, aber eine schwere Gefahr für echte Kultur.

Was da in Jahrzehnten versäumt worden ist, kann natürlich nicht von heute auf morgen, kann auch nicht in ein paar Jahren wieder gutgemacht werden, schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht. Selbst ein wohlhabendes Volk könnte nur unter großen Opfern solche Fehlentwicklung seiner Wohnungsverhältnisse wieder ausgleichen. Erst recht kann ein armes Volk, wie wir es heute sind und noch lange sein werden, hier nur langsam vorgehen. Aber wenn wir wieder zu mehr Gemeinschaft kommen sollen, ist vor allem eine gründliche Abkehr von der Großstadt nötig, Verpflanzung eines großen Teils unserer Jugend aufs Land, und, soweit doch die Großstadt erhalten bleiben muß, eine starke Aenderung unserer Wohnungsverhältnisse, Uebergang von der Mietskaserne zu dem in England und anderwärts vorherrschenden System der Einfamilienhäuser. Und niemand soll, wenn hier der Zusammenhang geistig-sittlicher Zustände mit wirtschaftlichen Verhältnissen klar ist, sich dieser Erkenntnis zu entziehen suchen, indem er sagt, da werde die ökonomische Geschichtsbetrachtung der Marxisten angewandt. Es handelt sich gar nicht um Parteilehren, sondern um einfache psychologische und sittliche Wahrheiten.

Ob neben der Gemeinschaft-zerstörenden Wirkung der Großstadt zu erwähnen ist, daß unsere Schulbildung jahrzehntelang einseitig intellektuell war, diese Frage sei nur angedeutet. Man mag meinen, daß, wenn bessere körperliche Ausbildung der Jugend sie gesünder machen wird, diese gesünderen Menschen dann auch mehr Gemeinschaft suchen werden. Soweit es sich aber um Pflege geistigen Lebens handelt, die nicht einseitig dem Intellekt gilt, um Pflege der Gemütswerte, kommt offenbar auf den Geist der Familie ungleich mehr an als auf alle noch so wohlgemeinten Bestrebungen der Schule. Auch in anderer Hinsicht muß vor Selbsttäuschungen gewarnt werden: wenn jetzt Ehrfurcht vor der Geschichte von den besten Erziehern wirklich gepflegt und von vielen Anderen wenigstens als Losung ausgegeben wird, und man meint, ein Volk, das mehr geschichtlichen Sinn gewinne, werde auch wieder mehr Sinn für Gemeinschaft haben, so stehen doch der Verbreitung geschichtlichen Sinnes schwere Hindernisse entgegen. Nicht nur die Masse der Industriearbeiter, deren Berufstätigkeit Technik ist, angewandte Naturwissenschaft und Mathematik, pflegt für Geschichte wenig Sinn zu haben, sondern auch die Mehrzahl der Bauern lebt viel mehr mit der Natur, als daß sie stärkeres Interesse an der Geschichte haben könnte. Ebenso hat zum großen Teil die akademische Jugend, je stärker ihre Begeisterung für das Neue, für das Dritte Reich ist, um so weniger Sinn für alle früheren Reiche und alle vergangenen

Jahrhunderte bis 1933. Die Großstadt und der Intellektualismus haben viel Gemeinschaft zerstört, und daß geschichtlicher Sinn wieder die Gemeinschaft stärken werde, darauf hoffe man nicht zu sehr.

Aber die Vorwürfe gehen uns noch unmittelbarer an. Man sagt: „Nicht so sehr die Großstadt und Intellektualismus, sondern vor allem Individualismus und Liberalismus haben die Gemeinschaft geschädigt.“ Und auch an diesem Vorwurf ist viel Berechtigtes. Individualismus und Liberalismus sind kritische Geisteshaltungen. Nun kann zwar auch Kritik verbinden; die Anhänger einer kritischen Theologenschule oder Rechtslehre können treu zusammenstehen. Aber es ist, wenn wir genauer zusehen, nicht so sehr die Kritik, die sie verbindet, sondern ihre gemeinsamen positiven Ueberzeugungen, ihr religiöser oder sittlicher Glaube, den sie bei ihrer Kritik am Ueberlieferten um so stärker betonen. Wo ein Kreis wesentlich aus Interesse an kritischen Fragen zusammenkam, da pflegt solcher Diskutierklub, sobald entweder die Probleme einigermaßen erschöpft scheinen oder aber ernste praktische Fragen, schwere Lebenskämpfe die Menschen stark in Anspruch nehmen, so auseinanderzufliegen, daß man bald kaum noch von ihm weiß. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß auf die Dauer nicht das Nein-Sagen verbindet, sondern nur das Ja-Sagen, das Nein-Sagen nur, sofern in ihm doch ein starkes Ja liegt, was durchaus der Fall sein kann, etwa bei Theologen in der Ueberzeugung, daß Gott von uns Wahrhaftigkeit fordert; damit wir ihn besser suchen und finden, müssen wir manche Meinung preisgeben, die den Vätern wichtig und teuer war. Aber da ist eben Vertrauen auf Gott lebendig, Gehorsam gegen seinen Willen, Glaube. Dies Positive verbindet, nicht die kritischen Erkenntnisse an sich und im einzelnen. Kritische Theologie als kritische wirkt eher gemeinschaftslockernd. Was Menschen am stärksten verbindet, sind Opfer, die sie für eine gemeinsame Sache und füreinander bringen. Sofern Kritik Selbständigkeit des Verstandes bedeutet, ist sie eine geistige Haltung, die von der des Opfernden deutlich verschieden ist; sofern aber der Kritiker um der Wahrheit willen Opfer bringt, auf allerlei Behagen, liebgewordene Meinungen, alte Beziehungen verzichtet und sofern mit seinem kritischen Sinn Hingabe, Demut, Vertrauen, Glaube, Liebe verbunden sind, kann solche Denkweise die Menschen enger zusammenschließen als ein Glaube, der ein bloßes Meinen ist und bei dem man vielleicht auf seine Rechtgläubigkeit stolz ist.

XI. DAS RECHT DES GEWISSENS

[Die Christliche Welt 49 (1935), 361-364. Ausgabe Nr. 8 vom 13. April 1935.]

Sicher hat es guten Grund, wenn in unseren Tagen ernst gefragt wird: habt ihr Kinder der Neuzeit nicht oft viel zuwenig Gemeinschaft gehabt? So wollen wir uns gern an die Pflicht zu mehr Gemeinschaft in der Familie, mit den Berufsgenossen, im Volke, in der Kirche, zu treuer Pflege all dieser Gemeinschaft ermahnen lassen und danach handeln.

Wenn aber mit solcher Mahnung sich oft unbilliges und verständnisloses Aburteilen über vergangene Zeit, über allen Individualismus und Liberalismus der letzten Jahrhunderte verbindet, dann sollen wir dagegen kämpfen, daß vom Streben nach Selbständigkeit und Freiheit, auch dem nach Freiheit des Denkens und des Gewissens, vom Individualismus und Liberalismus Zerrbilder entworfen werden. Um es ganz schlicht zu sagen: wir sollen nicht selbstsüchtig sein, aber wir sollen selbständig werden, und es ist ein Wahn, wenn heute oft so geredet wird, als werde der selbständige Mensch immer zugleich selbstsüchtig.

Wir wollen den Vorwurf, Individualismus mache leicht selbstsüchtig, ganz ernst nehmen. Individualismus, Verselbständigung bedeutet zugleich irgendwie Absonderung, und die Worterklärung, daß Sünde Absonderung sei, mag ebenso wahr sein wie der Satz, daß das Wesen der Sünde in der Selbstsucht liege. So kann der Individualismus wohl Sünde sein; es kann die natürliche Selbstsucht sein, die sich in einen philosophischen Mantel hüllt. Aber welche Idee, welches System oder Symbol, welches Kleidungsstück aus der Geschichte menschlichen Geisteslebens ist sicher davor, daß es nicht gestohlen und gemäßbraucht wird? Es kann auch der Liberalismus minderwertige Motive haben; Streben nach Freiheit im schlechten Sinne kann sich in ihm auswirken, Widerstreben gegen sittliche Bindungen, gegen unsere Pflichten. Ebenso oder erst recht kann das Verlangen nach Demokratie, die oft mit dem Liberalismus verbunden war, das Verlangen, Alle sollten gleich dastehen, aus der naiven Selbstsucht des natürlichen Menschen stammen: „Alle sollen *mir* gleich sein.“

Aber erstens: gegen solche Demokratie wendet sich ja gerade - der Individualismus; man lege ihm also nicht auch die Fehler der Demokratie zur Last. Zweitens: man verallgemeinere die Erfahrung nicht, daß er die Menschen selbstsüchtig mache. Denn es gibt einerseits Leute, die sehr unselbständig und dabei doch sehr selbstsüchtig sind, andererseits aber auch solche, die in ihrem Denken wirklich selbständig und dabei in ihrem Handeln selbstlos sind.

Gogarten schrieb vor ein paar Jahren wider die Aechtung der Demokratie;²⁶ heute wäre es schon nötiger, wider die Aechtung der Selbständigkeit, der Freiheit zu schreiben. Bisweilen wird verständig unterschieden, so von [Martin] *Redeker*, einem Münsterer Theologen, der sagt (Humanität, Volkstum, Christentum in der Erziehung, 1934, S. 3):

„Wenn von einem neu entstandenen Volkstumsbegriff der Liberalismus bekämpft wird, so ist nicht die Freiheit menschlicher Selbstverantwortung und Selbstverpflichtung gemeint, die aus einer tiefen Gebundenheit und einem inneren Geführtwerden ersteht, sondern die Selbstmächtigkeit des bindingslosen Menschen.“

Der gleiche Wille zur Gerechtigkeit mag wirksam sein, wenn liberal und liberalistisch unterschieden wird, und man das Liberalistische scharf bekämpft, aber dabei den Vorbehalt zuläßt, daß nicht alle Liberalen verdammt werden sollen. Man weiß ja, daß Friedrich der Große in Kulturfragen sehr liberal war, daß Stein als Liberaler von den Konservativen seinerzeit befehdet wurde, und Bismarck von nächsten konservativen Freunden, weil er viele liberale Ideen durchführte.

In andern Fällen aber wird so abgeurteilt, daß jeder sieht: man stellt den Gegner zunächst als recht schlimm dar und verurteilt ihn dann um so schärfer. Dieses Verfahren ist bequem; aber ist es gerecht, und wird es auf die Dauer wirksam sein? In der von angesehenen Theologen herausgegebenen Monatschrift „Deutsche Theologie“ (1934, Nr. 1) steht ein Aufsatz des sächsischen Oberkirchenrats [Walter] *Grundmann*: „Die Neubesinnung der Theologie und der Aufbruch der Nation.“ Hier wird auf die Frage, was das Wesen des Liberalismus sei, geantwortet:

„Das liberalistische Grunddogma von der Freiheit und Selbstbesinnung des Menschen ist die Absage an Gott als den Herrn des Menschen. ... Erst in der Absage an Gott als den Herrn des Menschen ist das letzte und tiefste Wesen des Liberalismus enthüllt. ... Liberalismus ist Sünde schlechthin, denn sündig sein heißt selber Herr des Lebens sein wollen und Gott nicht Herr des Lebens sein lassen“ (S. 40).

Da ist grundsätzlich ausgesprochen, was 1908 ein westdeutscher Pfarrer seiner Gemeinde darlegte, indem er zu politischer Wahlzeit im Anschluß an die Sündenfallgeschichte predigte, Satan sei der erste Liberale gewesen.

²⁶ Friedrich Gogarten: *Wider die Ächtung der Demokratie*, Jena 1930.

So einfach liegen die Dinge aber nicht, daß Selbstbesinnung des Menschen – mit dem griechischen Namen Autonomie – gleichbedeutend wäre mit Absage an Gott als den Herrn des Menschen. Für Kant, der am eindrucklichsten die sittliche Autonomie verkündet hat, war der Gottesglaube ein notwendiger Inhalt des sittlichen Empfindens oder eine notwendige Folgerung daraus (wie er es ausdrückt: ein Postulat der praktischen Vernunft). Und derselbe Goethe, der das selbständige Gewissen als die Sonne unseres Sittentags feiert, lehrt uns die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Wem aber Kant und Goethe als philosophische Idealisten hier nichts zu beweisen scheinen, der blicke auf Luther. Ein treuer Sohn der alten Kirche, hat er mit dieser gebrochen, weil sich für ihn schließlich die Frage so stellte: Kirche oder Gott? Die Stimme Gottes aber vernahm er in der Bibel und im Gewissen, in seinem selbständigen Gewissen, das ihn oft genug Aussprüche tun ließ wie den, es helfe uns nichts, daß Papst und Konzilien etwas beschlossen haben; „du mußt es selbst beschließen“. Eben durch seine selbständige Gewissenhaftigkeit ist er zum Reformator geworden. Gewiß ringt in seiner Seele noch manchmal Autoritätsglaube der alten Art mit seinen neuen Erkenntnissen, und mit abschließender Klarheit formuliert hat er den Grundsatz der Autonomie in Glaubens- und sittlichen Fragen noch nicht; aber er hat Größeres geleistet: für ihn gekämpft, ihm die Bahn gebrochen.

Es bleibt eine ernste Frage, wie die Bindung an Gott und die an unser Gewissen zu vereinen seien, Theonomie und Autonomie, und ob diese sich nicht gegen jene wenden könne. Die Antwort heißt: Erstens ist uns unseres Gewissens Stimme Gottes Stimme, sie darf uns das sein. Wir erwägen freilich nie gewissenhaft genug, was unsere Pflicht ist. Also sagen wir vorsichtiger: In dem Maße, als des Gewissens Stimme uns Gottes Stimme sein darf, schließen Theonomie und Autonomie immer aufs neue ihren Bund, werden sie eins. Zweitens aber: wer sich von der Autonomie des Gewissens abwendet, blindlings fremden Autoritäten folgen wollte, sei es ein Beichtvater oder ein weltlicher Vorgesetzter oder wer sonst, der meine nicht, daß er auf diesem Weg immer Gott dem Herrn diene. Oft ist die Flucht in die Heteronomie, d.h. in die Unselbständigkeit, vielmehr die Flucht vor der unerbittlichen Forderung des heiligen Gottes, die in der mahnenden Stimme des Gewissens zum Menschen spricht und Vielen sehr unbequem wurde. Die Selbstsucht und die Gottlosigkeit können den philosophischen Mantel des Individualismus umhängen, sie können aber auch den religiösen oder moralischen Mantel der Unterordnung unter Autoritäten anlegen.

Will der ewige Gott unseren bescheidenen Dienst, dann will er ihn als selbständigen Dienst. Unser Glaube soll unser eigener Glaube sein oder werden. Daß wir nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden, heißt mindestens für protestantische Christen, daß wir nach eigenem besten Wissen und Ge-

wissen entscheiden sollen. Wir müssen zwar in tausend Dingen des täglichen Lebens auf den Rat von Sachverständigen hören, sind von ihm abhängig; das ist selbstverständlich. Aber den Charakter sittlicher Entscheidungen tragen unsere Entschlüsse nur, wenn, d.h. soweit wir sie nach unserem *Gewissen* treffen. Unselbständigkeit wird nie Tugend. Sie bleibt ein Fehler. Sie ist es schon in Dingen des Alltags, wie der bekannten ärgerlichen Erscheinung, daß, wenn zehn Eisenbahnabteile zur Verfügung stehen und zwei Reisende steigen in eins, dann die meisten Andern von den Wartenden in dieses Abteil nachdrängen, statt die übrigen, vielleicht noch leeren, zu benutzen. Unselbständigkeit ist erst recht ein Fehler bei den wichtigsten Entscheidungen fürs ganze Leben. Wie man in jenem alltäglichen Falle rufen möchte: „Lauf doch nicht immer den Andern nach!“, so gilt diese Mahnung erst recht bei bedeutsamen Entschlüssen, in Gewissens- und Glaubensfragen. Dafür, daß wir uns dann doch immer wieder mit Andern zusammenfinden, ist gesorgt; Gemeinschaft zu suchen ist Pflicht, und Gemeinschaft zu finden ist Freude. Es gibt auch Gemeinschaft der Gewissen, und wenn einmal die Kirche als Gemeinschaft der Gewissen bezeichnet worden ist, so hat, wer sie so kennzeichnet, jedenfalls einen der wichtigsten Züge ihres Wesens hervorgehoben; mindestens soll sie das *werden*. Gemeinschaft im Innersten mag der schönste Inhalt dieses kurzen Lebens sein. Aber wir sollen und wollen, wenn das oft vergessen wurde, wenn der Individualismus oft ausartete, namentlich auf dem Pflaster und in den Blättern der Großstadt, doch immer wieder bedenken, welcher Schatz in geistiger Selbständigkeit liegt. Wir dürfen die Linie nicht vergessen, die von dem vielgeschmähten Individualismus und Liberalismus der letzten Jahrzehnte hinführt zu unseren deutschen klassischen Dichtern und Denkern und weiter zu Martin Luther.

Wir Deutschen neigen stärker zur Spaltung, zur Zersplitterung, als andere Völker. Und doch ist solche gerade in der heutigen Lage unseres Vaterlandes besonders gefährlich. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie sehr unseres Volkes Zusammenhalt gelockert werden würde, wenn die evangelische Kirche aufhörte, Volkskirche zu sein, wenn an ihre Stelle eine Reihe von kleineren Kirchen, Freikirchen und Sekten träten. Wir Anhänger eines freien Protestantismus, die wir gegen Parteiherrschaft und Gewaltherrschaft in unserer Kirche kämpfen müssen, die wir uns aber auch nicht an die Theologie der Bekenntnisschriften vergangener Jahrhunderte binden können, wollen in dieser Kampfzeit unsere Pflicht gegen die Gemeinschaft, die Volksgemeinschaft, den Staat und die kirchliche Gemeinschaft nur noch ernster nehmen, als es früher geschehen ist. Und weil wir in mancher Hinsicht zwischen den kämpfenden Fronten stehen, können und sollen wir dazu helfen, daß unsere Kirche nicht auseinanderbricht.

Aber wir können protestantische Gemeinschaft, evangelische Kirche nur

wollen und erhalten als eine Gemeinschaft von Selbständigen, eine Gemeinschaft, in der Viele heranreifen zu eigener Gewissensentscheidung, gerade in Sachen des Glaubens. Standhaft wird dein *Glaube* und mein *Glaube* nur dann sein, wenn es *dein* Glaube, *mein* Glaube ist. Das Ziel ist uns weder eine Schar selbstsüchtiger Individualisten, geistlicher Einsiedler, noch eine Herde von Unselbständigen, sondern das Ziel bleibt uns eine Gemeinschaft selbständiger Menschen, Selbständigkeit in der Gemeinschaft. Ueber der Pflicht zur Gemeinschaft vergessen wir gerade heute nicht das Recht des Gewissens.

XII. CHRISTUSGLAUBE UND JESUSFORSCHUNG

[Die Christliche Welt 50 (1936), 939-942. Ausgabe Nr. 20 vom 24. Oktober 1936]

1

Überzeugungen, die von starken Gefühlen getragen werden, also keineswegs bloße Verstandeserkenntnisse sind, werden nie durch rein rationale Kritik überwunden. Trat im 18. Jahrhundert an Stelle der alten Kirchenlehre mehr und mehr die Theologie der Aufklärung, so beruhte das nicht nur auf Verstandeszweifeln, sondern ebenso auf kräftigem Empfinden. Man fand den Anspruch der Kirchenlehre, allein selig zu machen, unbarmherzig, lieblos, unchristlich. Für tätige Bruderliebe dagegen, für treue Pflichterfüllung, für ein duldsames und praktisches Christentum begeisterte man sich ehrlich. Die Theologie der Aufklärung hatte durchaus auch ihre religiösen und ethischen Motive. Und wenn im 19. Jahrhundert, nachdem zunächst Glaube und Lehrweise der Väter wieder mehr Macht gewonnen hatten, dann abermals historisch-kritische Theologie in unseren Kirchen sich verbreitete, so hatte auch sie ihre religiösen Wurzeln.²⁷ Schlichte Gemeindeglieder meinen leicht, viele Theologen trieben Kritik um der Kritik willen, aus Freude am Niederreißen. Gewiß hat jede Arbeit, die man treibt, ihr Gewicht in sich selbst; es kann so kommen, daß man sie gewohnheitsmäßig weiter treibt. So hat Kritik die Neigung in sich, immer schärfer zu werden. Aber daß die historisch-kritische Theologie der Neuzeit religiöse Motive hatte, läßt sich gerade an dem Punkte zeigen, an dem sie auf den heftigsten Widerstand derer gestoßen ist, die an der alten Lehrweise hängen. Zwar konnte auch Kritik an der lutherischen Abendmahlslehre oder an der überlieferten Erbsündenlehre fromme Gemü-

²⁷ Vgl. hierzu Text XIII.

ter schwer verletzen, aber am empfindlichsten waren altgläubige Gemeindekreise dann, wenn die göttliche Herrlichkeit des Heilandes, das überlieferte Dogma von Jesus Christus angegriffen wurde.

2

Gläubige Katholiken sind überzeugt: Gott begegnet uns in der Kirche. Leibhaftig ist der göttliche Erlöser auf dem Altar in der verwandelten Hostie gegenwärtig, und was Papst und Bischöfe lehren, ist göttliche Wahrheit. Weil Gott so in der Kirche und ihrem Lehramt gegenwärtig ist, darum haben viele Katholiken kein sonderliches Interesse an geschichtlicher Bibelforschung. Uns Evangelischen hat unsre Kirche vielmehr seit Jahrhunderten gesagt: in Jesus Christus erfassen wir Gott. An einer bestimmten Stelle der Geschichte, in ihm, hat Gott sich ausreichend und abschließend offenbart. Kann man aber Gott irgendwo in der Welt, in der Geschichte finden, dann ist diese eine Erscheinung so viel wertvoller als alles Andere, so viel der Himmel höher ist als die Erde. Dann ist genaue Erkenntnis dieses Göttlichen die eine köstliche Perle, um derentwillen man alles Andere lassen soll. Es ist einfach die Ehrfurcht vor Gott, die den christlichen Theologen dann treibt, den geschichtlichen Sachverhalt hier möglichst treu festzustellen. War Christus Gott, ist in Jesus von Nazareth, wie es die Kirche Jahrhunderte hindurch lehrte, die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit erschienen, dann müssen wir alle Taten und Schicksale Jesu, auch die seiner ältesten Jünger, möglichst gründlich erforschen. Dann ist das Neue Testament mehr wert als alle Bücher und Urkunden der späteren Kirchengeschichte; oder diese haben ihren Wert hauptsächlich, sofern sie uns das Neue Testament besser verstehen lehren. Dann hat innerhalb des Neuen Testaments jedes Wort Jesu so unvergleichlichen Wert, daß alle Gelehrsamkeit und aller Scharfsinn darauf verwendet werden müssen, diese Worte möglichst genau kennenzulernen und, wenn sie (wie es oft der Fall ist) uns in verschiedenen Fassungen überliefert sind, den ursprünglichen Wortlaut festzustellen, soweit das irgend möglich ist. Dann haben vor allem die Aussagen Jesu über sich selbst natürlich ungleich höheren Rang als alle Lehren, die später die Kirche über ihn aufgestellt hat, als alle noch so feierlich verkündeten Dogmen der berühmtesten Konzilien und alles, was angesehenste Kirchenlehrer über ihn aussagen, soweit nämlich diese Aussagen nicht völlig mit dem übereinstimmen sollten, was Jesus selbst über sich gesagt hat. Jesus zu finden, ihn richtig zu sehen, ist dann das Eine, was not tut. Wer Jesus Christus als den Sohn Gottes ehrt, dem ist damit in weitem Umfange die ganze Kirchengeschichte und Dogmengeschichte und Dogmatik entwertet.

3

Natürlich könnte – das müssen wir unsern katholischen Brüdern zugeben – fleißigstes Studium der Dogmengeschichte ergeben, daß immer in der Christenheit dieselbe Lehre von Jesus Christus, seiner vollen Gottheit und Menschheit geherrscht habe. Und fleißigstes Studium der Bibel könnte ergeben, daß die Lehre aller biblischen Schriften über Jesus Christus unter sich übereinstimme. Und so lange man das meinte, dienten Bibel, Kirchengeschichte und gegenwärtige Kirchenlehre einander zur Bekräftigung. Viele Katholiken empfinden noch heute so, weil sie die Dogmengeschichte im Glauben an das heutige kirchliche Dogma studieren und die Bibel mit den Augen des katholischen Dogmatikers oder des alle Kirchenlehren glaubenden Laien lesen. Soweit man aber kritische Dogmengeschichte treibt, wird das der Herrschaft des Dogmas gefährlich; gegen die 1870 beschlossene Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes wendeten geschichtskundige katholische Theologen ein, daß die Päpste früher oft nicht für unfehlbar gehalten worden sind, ein Papst (Honorius der Erste im 7. Jahrhundert) sogar von einem allgemeinen Konzil als Ketzer verurteilt worden ist. Solche Bedenken wurden freilich niedergeschlagen; der Wille zur Autorität war stärker als die geschichtliche Einsicht. Aber Anfang unseres Jahrhunderts regte sich kritische Erforschung der Dogmengeschichte und kritische Bibelforschung in der katholischen Kirche wieder, bei den sog. Modernisten. Der Papst wendete sich gegen sie, aber wirklich überwunden ist der Modernismus nicht, wie manche Anzeichen beweisen. Erst recht hat sich im evangelischen Christentum kritische Geschichtsforschung, der Wille, geschichtliche Tatsachen anzuerkennen, auch wenn sie der kirchlichen Lehre widerstreiten, nicht töten lassen. Im 17. Jahrhundert verbreitete sich die Erkenntnis, daß das apostolische Symbol nicht von den Aposteln ist, das sog. Nicänum nicht vom Konzil von Nicäa, das athanasianische nicht von Athanasius. Im 18. und 19. Jahrhundert ergab kritische Dogmengeschichte und Bibelforschung, wie weit die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, auf denen die Lehre von Jesu Christi zwei Naturen, seiner vollen Gottheit und Menschheit formuliert wurde, hinausgehen über die Aussagen des Neuen Testaments, wie weit der Weg von den Bergen Galiläas bis nach Nicäa und Chalcedon war.

Man sah, wie mannigfach die Gedankenwelt des Neuen Testaments selbst ist, wie die Briefe des Paulus, die drei ersten Evangelien und Johannes keineswegs auch nur in allem Wichtigeren übereinstimmen und wie in jenen drei Evangelien über Jesu Botschaft und sein Tun, vor allem auch über sein Selbstbewußtsein Aussagen nebeneinander stehen, die nicht zusammen stimmen und die man darum, sobald man sich das klar gemacht hat, kaum alle für gleichermaßen echt halten kann. Zwar hat die kritische Forschung sich oft übereilt. Wenn das Johannesevangelium bisweilen für eine Schrift aus der

zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gehalten wurde, so haben wir jetzt ein Stück dieses Evangeliums in einer Handschrift, die wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts stammt.²⁸ Warum soll das Werk selbst nicht noch älter sein, vielleicht doch schon aus dem ersten Jahrhundert stammen? So ist auch manches Wort Jesu für unecht gehalten worden, das wohl echt sein kann.

Man hat oft, wenn man ein Lebens- und Charakterbild Jesu zeichnen wollte, neuzeitliche Ideale in ihn hineingelegt; in gewissem Maße mag das jeder Biograph getan haben. Wir wissen aber heute, daß wir keine Biographie Jesu schreiben können. Und wenn er so, wie es ihn die Berichte sagen lassen, an ein nahes Ende dieser Welt geglaubt hat, rückt er den Menschen unsrer Tage dadurch fern. Aber es bleibt dabei: daß man die geschichtliche Wirklichkeit seines Lebens, sein Wesen und seine Botschaft möglichst treu festzustellen suchte, das war Pflicht, das forderte gerade die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das, wie katholische und evangelische Kirche lehren, in ihm zu erfassen ist.

4

Doch nun hat eben dieses Suchen nach den geschichtlichen Tatsachen oder wenigstens nach dem geschichtlich Wahrscheinlichsten uns ein Bild ergeben, das in Vielem undeutlich ist, jedoch sicher nicht mit dem des Dogmas übereinstimmt. Jesu Jünger haben ihn früh über Menschenmaß emporgehoben, auf die Seite Gottes gestellt. Und wer aus den kurzen Berichten, die wir über ihn haben, den einen tiefen Eindruck hat: „er hat Gottes Willen getreuer getan, als alle, von denen wir sonst wissen; darum wird er das Wesen Gottes besser verstanden und dem Wesen Gottes nähergestellt haben, als wir andern alle“, der wird für sehr möglich halten, daß Jesus, in den letzten Kampf hineingehend, mit erhabenen Worten davon gesprochen hat, wie er und der Vater eins seien. Aber daneben (und vielleicht davor) stehen Worte, die es ausschließen, daß Jesus, als er sie sprach, das Bewußtsein gehabt habe, mit Gott wesenseins zu sein, Worte, in denen er sich deutlich Gott tief unterordnet. Die können nicht von der Gemeinde seiner Jünger erdacht sein, weil sie ihr schon bald unbequem waren. Daß die Kirche ihn als Gott ehrte, das verpflichtet uns, seine Worte aufs gewissenhafteste zu hören, aber eben klare, ausdrückliche Worte von ihm sagen es uns, daß er nicht der war, als den ihn das in der Kirche zur Herrschaft gekommene Dogma hinstellt.

²⁸ Mulert bezieht sich auf den Papyrus 52, ein Fragment, das ein Textstück aus Joh 18 enthält und das nach paläographischen Kriterien auf das erste Viertel des zweiten Jahrhunderts datiert wird. Papyrus 52 ist der älteste bisher bekannte neutestamentliche Papyrus.

Es mag dem Christentum einen Vorsprung vor vielen anderen Religionen geben, daß hier das Ewige in der Zeit angeschaut wird, als in die Geschichte eingegangen gilt. Diese Verbindung eines über alle Zeit hinausblickenden Glaubens mit der Erinnerung an eine unvergleichliche Geschichte gehört zum Wesen des Christentums. Aber zugleich bedeutet sie, daß geschichtliche Forschung hier die stärksten religiösen Motive erhält. Und ernste, ehrliche Geschichtsforschung mußte den neutestamentlichen Berichten gegenüber kritische Forschung werden. Von ihr wird das Dogma zerbrochen, zu dem die lebendige Überlieferung, der Eindruck des Mannes von Nazareth und Golgatha erstarrt war. Im Katholizismus war der Charakter des Christentums als geschichtlicher Religion allmählich überdeckt durch die Verehrung eines an Kult reichen und in seiner Rechtsordnung festen Kirchentums; aber weil der Stifter unserer Religion als Gott verehrt wurde, mußte man immer wieder fragen: ist die Kunde von ihm treu bewahrt worden, ist nicht etwas ganz anderes aus seiner Kirche geworden, als er wollte? Und so kam es zur *reformatio*; so wollte Luther das Christentum zurückführen zu seiner ursprünglichen Form und hob das Buch vom Ursprung des Christentums, das Neue Testament, hoch über alle späteren kirchlichen Bücher, Lehren und Bräuche. Seit er das getan hat, ist es im evangelischen Christentum vollends immer wieder Pflicht, frei nach dem Ursprung unsres Glaubens zu forschen. Historisch-kritische Theologie hat ihre stärksten religiösen Wurzeln in der Ehrfurcht vor dem Anfänger und Vollender unsres Glaubens.

Und oft ist ihre Arbeit dadurch belohnt worden, daß das menschlich-geschichtliche Bild von Jesus, zu dem sie kam, stärksten Widerhall in Herzen und Gewissen der Christen fand. Nur zwei Beispiele aus dem letzten halben Jahrhundert: Naumanns kleines Buch „Jesus als Volksmann“ hat auf die älteren Evangelisch-Sozialen entscheidend gewirkt, wie auch einige Stücke aus Naumanns *Gotteshilfe*.²⁹ Und des Amerikaners Sheldon Buch *In his steps*, „in seinen Fußstapfen“, das jedem Christen die Frage vorlegt: was würde Jesus heute tun und wie kannst du ihm heute nachfolgen?, hat gleichfalls sein starkes Echo gefunden.³⁰

²⁹ Friedrich Naumann: *Jesus als Volksmann* (Göttinger Arbeiterbibliothek. Band 1, 1), Göttingen 1896. Naumann (1869-1919) gab von 1894 bis zu seinem Lebensende die Zeitschrift „Die Hilfe“ heraus. Ihr vollständiger Untertitel lautete: „Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Bruderhilfe. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst“. Sie mußte Ende 1944 eingestellt werden.

³⁰ Charles Monroe Sheldon: *In his Steps: „What would Jesus do?“*, London 1897 [Nachdruck u.a.: Nashville 1983; deutsche Übersetzung: *In seinen Fußstapfen* [!]: „Was würde Jesus thun?“ Treu und ohne Kürzungen übersetzt von E. Pfannkuche, Göttingen 1900].

Der ernste Wille, nach Jesu Wort und Weisung zu leben, ist gerade dadurch gestärkt worden, daß historisch-kritische Forschung das menschlich-geschichtliche Bild Jesu klarer herauszuarbeiten suchte. Die Einen trieb dieses Bild zum Dienst an den Armen bei uns, zu sozialer Tat, einen Andern veranlaßte es, in den Urwald Innerafrikas zu gehen, damit er dort heile und helfe. Wie historisch-kritische Jesusforschung ihre tiefsten Wurzeln in Ehrfurcht vor Jesus Christus hat, so wirkt sie, wo es recht zugeht, Nachfolge Jesu.

XIII. DIE RELIGIÖSEN WURZELN KRITISCHER THEOLOGIE

[Die Christliche Welt 50 (1936), 1011-1015. Ausgabe Nr. 22 vom 21. November 1936]

Historisch-kritische Bibelforschung, kritische Durchforschung der Berichte über das Leben Jesu war wohl das bezeichnendste Stück der Theologie des letzten Jahrhunderts. Philosophisch-kritische Bearbeitung der überlieferten Glaubensgedanken hat daneben durchaus ihre hohe Bedeutung gehabt, von Schleiermacher und Hegel bis zu A. [uguste] Sabatier und Troeltsch und Andern hin. Aber religionsphilosophisches Nachsinnen gab es auch in früheren Jahrhunderten; so gründliche historisch-kritische Forschung dagegen nicht. Daß nun solche historisch-kritische Forschung keineswegs nur in Zweifeln des Verstandes ihre Wurzeln hat, sondern vor allem in dem Wunsche, die geschichtliche Gestalt des Herrn und Erlösers recht zu sehen, in dem nach der Lehre der Kirche Gott sich abschließend offenbart hat, daß also diese historische Forschung durchaus ihre religiösen Motive hat, ward hier in dem Aufsatz „Christusglaube und Jesusforschung“ (Nr. 20) dargelegt.³¹ Heute soll von anderen religiösen Wurzeln kritischer Theologie die Rede sein.

1

Ist Gott für den Frommen der Blitz, der ihn trifft, der Magnet, der ihn anzieht, der Ozean, in dem er zu versinken sucht, der Vater, bei dem er geborgen ist, so liegt in dem allen: viele Fromme wollen Gott unmittelbar erleben. Gewiß ist das nicht das Einzige, was hier zu sagen ist. Sehr einleuchtend hat man all die verschiedenen Eigenschaften, die von Christen Gott zugeschrieben worden sind, auf zwei zurückgeführt, Gottes Erhabenheit und Gottes Nähe.³² Sofern

³¹ Siehe Text XII.

³² Vgl. etwa Horst Stephan: Glaubenslehre. Der evangelische Glaube und seine Weltanschauung. Zweite Auflage, Gießen 1928, 105-126.

Gottes Erhabenheit geehrt wird, meinen viele Fromme nur durch Vermittlungen, durch Mittler zu ihm kommen zu können, mögen dies Engel, Heilige oder Priester sein, oder der eine Mittler Jesus Christus. Sofern aber Gottes Nähe selig erlebt wird, will man unmittelbar vor ihm stehen. Er ist nicht fern von einem jeden unter uns, weder räumlich noch zeitlich fern; jetzt und hier, *hic et nunc*, möchte man in Gemeinschaft mit ihm treten. Also keine Bindung an Lehren der Vergangenheit über Gott, sofern diese nicht sich uns heute als wahr erweisen, und keine solche Bindung an Tatsachen der Vergangenheit oder der Ferne, bei der die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott Schaden leiden würde. Von den Frommen, die so empfinden, wird, soweit nun doch im Christentum als geschichtlicher Religion Erzählungen aus der heiligen Geschichte eine große Rolle spielen, dies Geschichtliche auf Ewiges und Gegenwärtiges umgedeutet. Wie es bei Angelus Silesius heißt:

Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren
 Und nicht in dir, du bliebst noch ewiglich verloren.
 Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
 wenn es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.
 Ich sag, es hilft dir nicht, daß Christus ist erstanden,
 wenn du noch liegen bleibst in Sünd und Todesbanden.³³

Es sind Klänge der Mystik, die wir hier vernehmen. Und sofern christliche Frömmigkeit zu verschiedenen Zeiten, auch evangelische Frömmigkeit, in einigen ihrer edelsten Vertreter einen starken mystischen Einschlag hatte, einen Einschlag des Verlangens nach seligem Einswerden mit Gott schon in diesem Leben, kann solche mystische Frömmigkeit gegen kritische Erforschung der biblischen Berichte zum mindesten duldsam sein. Ja, sie ist ihr wesensverwandt, weil es der Mystik auf äußere Geschichtlichkeit jener Erzählungen gerade nicht ankommt. Mystische Frömmigkeit setzt – so kann man sagen – kritische Ergebnisse historisch-theologischer Forschung als möglich voraus, und kann bisweilen mit solcher Behandlung der biblischen Geschichte Sympathie empfinden.

Immerhin wird so die Arbeit kritischer Theologie nur erleichtert, wo sie bereits da ist; aus mystischer Frömmigkeit unmittelbar hervorgehen wird kritische Theologie kaum, weil der Mystiker als solcher an wissenschaftlicher Theologie überhaupt wenig Interesse hat. Es gibt aber Wege, die unmittelbar von christlicher Frömmigkeit zu kritischer Theologie hinführen.

³³ Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Erstes Buch. Nr. 61-63.

2

Albrecht Ritschl und die meisten seiner Schüler lehnten die Mystik scharf ab. Um so stärker war bei ihnen ein anderes Motiv kritischer Theologie, in dem sie durch Luther, Kant und andere neuere Denker bestärkt wurden: das Verlangen, ihre Überzeugung vom Höchsten und Ewigen als eigne Überzeugung zu haben, Gewißheit von Gott als eigne Gewißheit zu gewinnen. Luther hat seine gewaltigen Predigten zu Wittenberg im März 1522, mit denen er, von der Wartburg zurückgekehrt, die Unruhen stillte, begonnen mit den Worten: „Wir sind alle zu Tode gefordert“, und er legt dar: in der Sterbestunde werde ich nicht bei dir, du nicht bei mir sein. Wir können allenfalls einander Trost zusprechen, aber jeder muß da eine feste Überzeugung haben, auf die er zu sterben bereit ist.³⁴ Er meint: oft mögen wir Andern nachsprechen, was sie sagen; aber wenn es ums Letzte geht, kommt es darauf an, daß wir eigne Gewißheit haben, mit persönlichem Einsatz unsre Antwort auf die entscheidenden Fragen geben. Wie er an anderer Stelle dem Sinne nach sagt: es hilft dir nichts, daß Papst und Konzilien etwas beschlossen haben, „du mußt es selbst beschließen“. So stand er in Worms zu seiner Überzeugung gegen Kirche und Welt, gegen Papst und Kaiser. Es gilt zwar auch im Protestantismus, daß wir tausendfach in Dingen des täglichen Lebens vom Urteil Sachverständiger abhängig sind, nach dem uns zu richten kein Unrecht ist. Aber wie den Charakter sittlicher Entscheidung nur eine solche Entscheidung trägt, bei der wir selbst es einsehen und überzeugt sind, daß es recht und Pflicht ist, so zu handeln, so ist für den evangelischen Christen, der hier Luther nachfolgen will, in Glaubensfragen, in religiösen Wahrheitsfragen Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen und das heißt nach eigenem besten Wissen und Gewissen Pflicht.

Die Wahrheit unsres Glaubens soll unsre Wahrheit sein oder werden. Kant als Lehrer der Autonomie des sittlichen Handelns und Lessing als Prophet strengen Wahrheitssinns sind für uns Fortsetzer von Luthers Werk. Als Wilhelm Herrmann für eine große Versammlung von Vertretern kritischer Theologie aus verschiedenen Teilen Deutschlands darlegen sollte, was ihnen gemeinsam sei, brachte er es auf die kurze Formel: wir verlangen nach eigenem Glauben. Und es ist nur die andre Seite der Sache, wenn Herrmann mit unerbittlichem Ernst die Pflicht zur Wahrhaftigkeit einschärfte, [und] geradezu sagen konnte, Frömmigkeit sei im tiefsten Grunde Wahrhaftigkeit oder Ehrfurcht vor dem Wirklichen. Zur Selbständigkeit des Denkens kommen wir, wenn wir die Pflicht der Wahrhaftigkeit ernst nehmen. Wo das Ideal der Wahrhaftigkeit einmal dem Christen aufgegangen ist, da findet er es unerträglich, daß tätige

³⁴ Vgl. hierzu Martin Brecht: Martin Luther. Zweiter Band: Ordnung und Abgrenzung der Reformation 1521-1532, Stuttgart 1986, 64-72.

Liebe und Gottvertrauen belastet werden mit Vorstellungen und Gedanken, die wir ehrlicherweise nicht festhalten können.

Gewiß kann, wer solches Verlangen nach selbständigem Glauben hat, bei aufrichtigem Nachdenken zu Anschauungen kommen, die mit den in der Kirche überlieferten ganz übereinstimmen. Andererseits gibt es auch unter den Schülern kritischer Theologie solche, die auf die Worte ihrer Lehrer schwören und deren Denkweise zwar der kirchlichen Tradition gegenüber kritisch, aber im übrigen sehr unselbständig ist. Jede Lehre, die zunächst als kritisch, neu, modern galt, kann ja zur festen Überlieferung werden; beweglicher Sinn kann erstarren. Aber wenn dann die Vertreter solcher Lehre, die früher als kritisch galt und um ihr Daseinsrecht kämpfen mußte, im Besitz ihrer Herrschaft ausruhen wollen und vielleicht gar denen, die nun ihrerseits Neues bringen, das Recht dazu bestreiten, so empfinden wir, daß solche Leute ihrer kämpfenden Väter nicht wert sind. Kritische Denkweise oder Liberalismus, die satt und selbstgenügsam werden, bieten ein besonders unerfreuliches Bild. Und das Bewußtsein, eine selbständige Überzeugung zu haben, auf eigenem Wege nach Wahrheit gesucht zu haben, kann man immerhin dann, wenn man seinerseits neue Gedanken vertritt, leichter haben, als wenn man einfach der Denkweise seiner Lehrer folgt, mag diese auch zu ihrer Zeit neu gewesen sein und vielleicht noch modern heißen. So liegt im protestantischen Verlangen nach eigener Überzeugung, nach selbständigem Glauben ein starkes Motiv zu kritischer Theologie.

3

Aufrichtigkeit nicht nur im Leben, sondern auch im Nachdenken ist dem evangelischen Christen, der dieses eingesehen hat, sittliche Pflicht. Sittliches und Religiöses aber sind im evangelischen Christentum aufs engste verbunden. Wir dienen Gott, indem wir unsre Pflicht gegen die Brüder erfüllen. In demselben Maße nun, in dem Christen mit solcher Pflichterfüllung im täglichen Leben, mit tätigem Christentum ernst machen, verliert das Dogma, das strenge Festhalten der kirchlichen Lehre an Bedeutung. Je höher die reine Lehre geschätzt wurde, um so schwerere Bedenken hatte man gegen jede Lehrabweichung, gegen kritische Theologie. Kommt es dagegen vor allem auf christliches Leben an, so werden Dogma und Theologie überhaupt minder wichtig und so wird auch kritische Theologie leichter möglich. So hat der Pietismus nach 1700 der Aufklärung den Weg bereiten helfen, und immer wieder haben Christen, die wirkliche Pietisten waren, bei denen es sich nicht nur um Orthodoxie mit pietistischem Anflug handelte, in theologischen Dingen ein weites Herz gehabt. So ist der im Christentum geforderte Ernst der Lebensführung, das tätige Christentum zwar wiederum, wie auch die Mystik, nicht unmittelbar ein Motiv zu kritischer Theologie, aber es erleichtert es ihr, auf-

zukommen, und sofern neben anderen Pflichten die der Wahrhaftigkeit hochgeschätzt wird, liegt nach dem vorhin Gesagten hier eine der unmittelbaren Wurzeln kritischer Forschung. Wie die Religion, sobald das sittliche Empfinden stärker und die sittliche Erkenntnis klarer wird, zur sittlichen Religion werden muß, so muß das Christentum, wenn in seiner Umgebung Wissenschaft lebt, sich mit dieser Wissenschaft auseinandersetzen und, soweit möglich, mit ihrer Hilfe seine Gedanken klären, sein Wesen läutern.

4

Die letzte und tiefste religiöse Wurzel kritischer Theologie aber ist diese. Es handelt sich in der Religion um Gemeinschaft mit dem Höchsten; immer aber sinken wir bei diesem Streben wieder ab, nicht bloß in dem Sinn, daß wir nicht immer mit gleichem Ernst den Ewigen suchen, sondern auch in dem Sinn, daß wir allerlei Zusätze zur Religion für Religion selbst halten und ausgeben, und unsere Verehrung Vielem darbringen, was nicht der Höchste, Ewige ist.

In alten Zeiten ehrte der Mensch Götterbilder, heute ehrt er Gedanken und Begriffe, die er sich von Gott gemacht hat. Das ist sehr begreiflich; wir haben Gott zunächst in unseren Gedanken und Vorstellungen von ihm. Aber was wir suchen, ist doch Gott selbst, nicht unsre Begriffe von ihm. Es ist eine Entartung, eine Verfälschung, wenn wir, statt, die Unvollkommenheit unsrer Begriffe einsehend, immer wieder den lebendigen Gott zu finden, vielmehr uns bei unserem Gottesbegriff beruhigen und ihn verehren. Weil Religion immer wieder so entartet, darum steht, uralter Weisheit entsprechend, neben dem Wort: „ich bin der Herr, dein Gott“ sogleich das Gebot³⁵: „du sollst nicht andre Götter haben neben mir; du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen“. Wir machen uns aber immer wieder solche, oft aus bester Absicht, weil der Gottesglaube nur dann wirksam sein zu können scheint, wenn er irgendwie anschaulich gemacht wird. Aber alle diese Bilder sind unzureichend, unsere Begriff sind Hüllen, Formen, Schalen, nie der Kern. Das Gemeinte ist hier stets mehr als das Gesagte. Daß wir durch unsre Gedanken von Gott, unsre Begriffe, Lehren, Dogmen hindurchzustoßen suchen zu dem Ewigen selbst, wird darum immer aufs Neue Pflicht. Damit ist gegeben: wenn es uns Ernst damit ist, Gott selbst zu finden, wenn er allein es ist, auf den es dem Glauben ankommt, wenn er der vergrabne Schatz ist, um dessen willen erst der ganze Acker unsrer Begriffe von Gott, unsrer Lehren und Dogmen, Wert hat, dann liegt eben in dieser Konzentration des Glaubens auf das eine Notwendige ein starkes Motiv zu kritischer Besinnung, kritischer Theologie.

35 Korrigiert aus: Gebet.

5

Es bleibt aber dabei, daß Ehrfurcht vor dem Ewigen und Zweifel an allen menschlichen Lehren über Gott sehr verschiedene geistige Haltungen sind. Und leicht kann die Ehrfurcht des Herzens durch Zweifel des Verstandes ganz verdrängt werden. Eine religiöse Gemeinschaft, eine Kirche kann darum kritische Theologie nur schwer ertragen und wird sich mit kritischer Theologie nur dann abfinden, wenn mit dieser lebendige Frömmigkeit, tätiges Christentum, Wille zu kirchlicher Gemeinschaft verbunden ist. Dann wird man es spüren, daß kritische Theologie ihre religiösen Wurzeln hat. Andererseits kann gefragt werden, ob nicht auch konservative Theologie, überhaupt jede Theologie als gelehrte Arbeit vielen schlicht Frommen bedenklich sein muß, und ob nicht alle theologischen Formeln sich abnutzen, so daß schließlich die Wärme schwindet, mit der man sich zuerst zu ihnen bekannte. Wie immer es damit stehen mag, und auch wenn kritische Theologie in jeder Kirche sich schwerer durchsetzen mag als konservative - wenn sie sich durchsetzt, dann nicht bloß, weil sie wissenschaftlich Wertvolles leistet, sondern auch aus andern Gründen: sie hat starke Wurzeln in der Ehrfurcht vor Jesus Christus und in der Ehrfurcht vor dem ewigen Gott.